

Agatha Christie

Morphium

Titel der Originalausgabe:

Sad Cypress

Prolog

»Elinor Katharina Carlisle. Sie sind angeklagt des Mordes an Mary Gerrard am 27. Juli dieses Jahres. Bekennen Sie sich schuldig oder nicht schuldig?«

Elinor Carlisle stand sehr gerade, den Kopf erhoben. Es war ein anmutiger Kopf, die Modellierung der Knochen klar und gut gezeichnet. Die Augen waren von tiefem Blau, die Haare schwarz, die Brauen bis auf eine schmale Linie ausgezupft.

Erst Schweigen – ein deutlich wahrnehmbares Schweigen.

Sir Edwin Bulmer, der Verteidiger, erbebte in Bestürzung.

Er dachte: »Mein Gott, sie wird sich schuldig bekennen ... Die Nerven haben sie im Stich gelassen ...«

Elinor Carlisles Lippen öffneten sich. Sie sagte:

»Nicht schuldig.«

Der Verteidiger lehnte sich zurück. Er fuhr mit dem Taschentuch über die Stirn – um ein Haar wäre es schiefgegangen!

Der Staatsanwalt Sir Samuel Attenbury erhob sich und skizzierte den Fall nochmals.

»Eure Lordschaft, meine Herren Geschworenen, am 27. Juli um halb vier Uhr nachmittags starb Mary Gerrard in Hunterbury in Maidensford ...«

Seine Stimme tönte weiter, wohlklingend, angenehm; sie lullte Elinor ein, fast bis zur Bewußtlosigkeit. Aus der einfachen, knappen Zusammenfassung drang nur ein Satz bis in ihr Bewußtsein. »... Der Fall ist ein besonders einfacher und klarer ...«

»... Es ist Pflicht der Staatsanwaltschaft, den Beweggrund und die Gelegenheit zu beweisen ...«

»... Soweit man es beurteilen kann, hatte niemand einen Grund, dieses unglückliche Mädchen zu töten, außer der Angeklagten. Mary Gerrard, ein liebenswürdiges Mädchen – bei jedermann beliebt – man könnte sagen, ohne einen Feind ...«

Mary, Mary Gerrard! Wie fern das alles jetzt schien! Gar nicht mehr wirklich ...

»Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit besonders auf die folgenden Erwägungen lenken:

1. Welche Gelegenheiten und Mittel hatte die Angeklagte, um Gift zu verabreichen?

2. Welchen Beweggrund hatte sie zur Tat?

Es wird meine Pflicht sein, Zeugen aufzurufen, die Ihnen helfen sollen, die richtigen Folgerungen in dieser Sache zu ziehen ...«

»Ich werde mich bezüglich der Vergiftung von Mary Gerrard bemühen, Ihnen zu zeigen, daß niemand Gelegenheit hatte, dieses Verbrechen zu begehen, außer der Angeklagten ...«

Elinor fühlte sich wie in einem dichten Nebel gefangen. Nur vereinzelte Worte drangen bis zu ihr.

»... Belegte Brötchen ...«

»... Fischpaste ...«

»... Leeres Haus ...«

Die Worte stachen durch die dichte Hülle ihrer Gedanken – wie Nadelstiche durch einen Schleier ...

Der Gerichtshof. Gesichter. Reihen über Reihen von Gesichtern! Besonders ein Gesicht mit großem schwarzem Schnurrbart und klugen Augen. Hercule Poirot, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, beobachtete sie mit nachdenklichen Augen.

Sie dachte: Er bemüht sich ganz genau zu sehen, warum ich es tat ... Er bemüht sich, sich in meine Gedanken zu versetzen, um zu begreifen, was ich dachte – was ich fühlte ...

Fühlte ...? Ein verwischter Fleck – ein schwach übles Gefühl von Schreck ... Roddys Gesicht – sein liebes, liebes Gesicht mit der länglichen Nase, dem empfindsamen Mund ... Roddy! Immer Roddy! – immer, seit sie denken konnte ... seit jenen Tagen in Hunterbury bei den Himbeeren und oben bei den Kaninchen und unten am Bach, Roddy – Roddy – Roddy ...

Andere Gesichter! Schwester O'Brien mit leicht geöffnetem Mund, das sommersprossige frische Gesicht vorgestreckt.

Schwester Hopkins – ehrbar und unerbittlich. Peter Lords Gesicht – Peter Lord – so gütig, so vernünftig, so – so tröstlich!

Doch jetzt sah er – wie sah er nur aus – verloren? Ja – verloren!

Bekümmert – entsetzlich bekümmert über all das! Während sie, die Hauptperson, gar nicht bekümmert war!

Da stand sie ganz kühl und ruhig in der Anklagebank, des Mordes angeklagt. Vor Gericht stand sie.

Etwas rührte sich in ihr; die dichten Schleier um ihr Hirn lichteten sich – wurden geisterhaft dünn. Vor Gericht! ... Leute ...

Leute, die sich vorbeugten, mit leicht geöffneten Lippen, hervorquellenden Augen, die sie, Elinor, mit scheußlich dämonischem Genuß anstarrten – die mit trägem, grausamen Wohlgefallen dem lauschten, was der Mann mit der krummen Nase über sie sagte.

»Die Tatsachen in diesem Fall sind außerordentlich leicht zu verfolgen und sind unbestritten. Ich werde sie Ihnen auf einfache Weise vorlegen. Von allem Anfang an ...«

Der Anfang ... Der Anfang? Der Tag, an dem der scheußliche, anonyme Brief kam! Das war der Anfang davon ...

1. Kapitel

Ein anonymes Brief!

Elinor Carlisle stand da und blickte auf ihn nieder, wie er offen in ihrer Hand lag. Sie hatte noch nie so etwas bekommen. Es verursachte einem ein unangenehmes Gefühl. Schlecht geschrieben, mit mangelhafter Orthographie, auf billigem rosa Papier: »Dies ist eine Warnung.

Ich nenne keine Namen, aber jemand schmeichelt sich bei Ihrer Tante ein, und wenn Sie nicht aufpassen, kommen Sie um alles. Mädels sind sehr schlau, und alte Damen werden weich, wenn Junge sich bei ihnen einschmeicheln und ihnen schöntun.

Was ich sage, ist, Sie sollten herkommen und selbst schauen, was vorgeht, es ist nicht recht, daß Sie und der junge Herr um das kommen, was Ihnen gebührt – und sie ist sehr schlau, und die alte Dame kann plötzlich weg sein.

Gut Freund.«

Elinor starrte noch immer mit Widerwillen auf dieses Schreiben, als sich die Tür öffnete. Das Mädchen meldete »Herr Welman«, und Roddy trat ein.

Roddy! Wie immer, wenn sie Roddy sah, empfand Elinor einen leichten Schwindel, plötzliche Freude, ein Gefühl, daß es ihr oblag, sehr sachlich und unbewegt zu erscheinen. Weil es so völlig klar war, daß Roddy, obwohl er sie liebte, doch nicht in der Art für sie fühlte wie sie für ihn. Bei seinem Anblick pochte ihr Herz so stark, daß es beinahe schmerzte. Lächerlich, daß ein Mann – ja, ein vollkommen gewöhnlicher junger Mann imstande sein sollte, einem das anzutun! Daß sein bloßer Anblick bewirkte, daß sich die ganze Welt um einen drehte, daß man beim Klang seiner Stimme – nur ein klein wenig – hätte weinen mögen ... Liebe sollte doch eine freudige Empfindung sein – nicht etwas, das einem weh tat in seiner Intensität ...

Eines war klar: man mußte sehr auf der Hut sein, um nur ja recht ungezwungen und kühl aufzutreten. Die Männer mochten Hingabe und Anbetung nicht. Roddy ganz bestimmt nicht.

Sie sagte leichthin: »Hallo, Roddy!«

»Hallo, Liebling. Du schaust ja ganz tragisch drein. Ist es eine Rechnung?«

Elinor schüttelte den Kopf.

»Es ist recht abscheulich. Ein anonymes Brief.«

Roddys Augenbrauen hoben sich, sein scharfgezeichnetes, feines Gesicht wandelte sich.

Elinor sagte wieder: »Es ist recht abscheulich ...«

Sie trat einen Schritt auf ihren Schreibtisch zu.

»Es ist am besten, ich zerreiße ihn, glaube ich.«

Roddy und anonyme Briefe waren zwei Dinge, die nichts miteinander zu tun haben sollten. Sie hätte den Wisch fortwerfen und nicht mehr daran denken können. Roddy hätte sie nicht daran gehindert. Sein Widerwille gegen derlei war viel stärker entwickelt als seine Neugier.

Doch plötzlich entschied sie sich anders.

»Vielleicht solltest du ihn doch erst lesen. Dann wollen wir ihn verbrennen. Er handelt von Tante Laura.«

Roddy hob erstaunt die Augenbrauen.

»Tante Laura?«

Er nahm den Brief, las ihn, runzelte angeekelt die Stirn und gab ihn zurück.

»Ja«, sagte er. »Entschieden zu verbrennen! Wie merkwürdig die Leute sind!«

Elinor fragte:

»Einer von der Dienerschaft, meinst du?«

»Ich vermute es.« Er zögerte. »Ich möchte wissen, wer – wer die Person ist – die da erwähnt wird?«

Elinor sagte nachdenklich:

»Es muß Mary Gerrard sein, glaube ich.«

Roddy zog die Stirne kraus, er strengte sein Gedächtnis an.

»Mary Gerrard? Wer ist das?«

»Die Tochter der Leute im Pfortnerhaus. Du mußt dich doch an sie erinnern! Tante Laura hatte sie immer gern und nahm Interesse an ihr. Sie zahlte für ihre Schule und Extra-Unterricht Klavierstunden, Französisch und anderes.«

»Ach ja, jetzt erinnere ich mich: ein mageres Ding, nur Arme und Beine, mit einer Menge verwirrt blondem Haar.«

Elinor nickte.

»Ja, du hast sie wahrscheinlich seit jenen Sommerferien, wo meine Eltern im Ausland waren, nicht gesehen. Du warst natürlich nicht so oft in Hunterbury wie ich, und sie war die letzten Jahre au pair in Deutschland, aber als Kinder holten wir sie immer und spielten mit ihr.«

»Wie sieht sie jetzt aus?« fragte Roddy.

»Sie ist sehr hübsch geworden, hat gute Manieren und so weiter. Als Resultat ihrer Erziehung würde man sie nie für die Tochter des alten Gerrard halten.«

»Ganz Dame geworden, wie?«

»Ja. Ich glaube, das Ergebnis ist, daß sie sich im Pfortnerhaus nicht gut vertragen. Frau Gerrard ist doch vor wenigen Jahren gestorben, wie du weißt, und Mary und ihr Vater verstehen sich gar nicht. Er verhöhnt sie wegen ihrer Erziehung und ihrer feinen Manieren.«

Roddy sagte gereizt:

»Die Leute lassen es sich nicht träumen, welchen Schaden sie anstiften, wenn sie jemand erziehen lassen! Oft ist es eine Grausamkeit statt einer Wohltat!«

Elinor murmelte:

»Sie ist vermutlich wirklich viel im Haus ... Ich weiß, sie liest Tante Laura vor, seit diese den Schlaganfall hatte.«

»Warum kann ihr die Pflegerin nicht vorlesen?«

»Schwester O'Brien hat eine irische Aussprache, die einem durch Mark und Bein geht! Ich wundere mich nicht, daß Tante Laura Mary vorzieht.«

Roddy ging ein paar Minuten nervös und rasch im Zimmer auf und ab. Dann sagte er: »Weißt du, Elinor, ich glaube, wir sollten hinfahren.«

»Wegen diesem da -?«

»Nein, nein, durchaus nicht. Doch hol's der Teufel – man muß ehrlich sein, nun ja! Gemein wie die Mitteilung ist, ein Fünkchen Wahrheit mag dahinterstecken. Ich meine, die alte Frau ist recht krank -«

»Ja, Roddy.«

Er sah sie mit seinem bezaubernden Lächeln an – er gab die Schwäche der menschlichen Natur zu.

»Und es liegt uns doch an dem Geld – dir wie mir, Elinor.«

Sie stimmte schnell zu: »O ja, natürlich.«

Er sagte ernst: »Nicht, daß ich geldgierig bin. Aber schließlich hat Tante Laura immer wieder gesagt, daß wir beide ihre einzigen Familienbande sind. Du bist ihre leibliche Nichte, das Kind ihres Bruders, und ich bin der Neffe ihres Gatten. Sie hat uns immer zu verstehen gegeben, daß bei ihrem Tod alles, was sie hat, an das eine oder andere von uns – wahrscheinlich an beide fallen würde. Und – es ist eine recht beträchtliche Summe, Elinor.«

»Ja«, sagte Elinor nachdenklich. »Daß muß es sein.«

»Es ist keine Kleinigkeit, Hunterbury zu halten.« Er machte eine Pause. »Onkel Henry war recht wohlhabend, als er deine Tante heiratete. Und sie war eine reiche Erbin. Sie und dein Vater hatten ein schönes Vermögen geerbt. Schade, daß dein Vater durch Spekulationen den größten Teil des seinigen verlor.«

»Der arme Vater hatte nie viel Geschäftsgeist.« Elinor seufzte.

»Er machte sich viel Sorgen, bevor er starb.«

»Ja, Tante Laura hatte einen viel besseren Kopf dafür als er.

Sie heiratete Onkel Henry, und sie kauften Hunterbury. Sie erzählte mir neulich, daß sie bei der Anlage ihres Geldes immer sehr viel Glück gehabt habe, so gut wie nichts war gefallen.«

»Onkel Henry hinterließ ihr doch alles, als er starb, nicht?«

Roddy nickte.

»Ja, tragisch, daß er so früh starb. Und sie hat nicht wieder geheiratet, treue alte Seele! Und sie war immer sehr gut zu uns.

Sie behandelte mich, als ob ich ihr leiblicher Neffe wäre. Wenn ich in der Klemme saß, half sie mir aus; glücklicherweise passierte mir das nicht zu oft!«

»Gegen mich war sie auch sehr großmütig«, sagte Elinor dankbar. »Ja, Tante Laura ist ein Prachtmensch«, sagte Roddy.

»Aber weißt du, Elinor, wir beide leben, vielleicht ohne es zu beabsichtigen, eigentlich auf ziemlich verschwenderischem Fuß, wenn man unsere tatsächlichen Mittel in Betracht zieht!«

Sie nickte etwas kläglich:

»Da hast du schon recht ... Es kostet alles so viel – die Kleider und die Gesichtspflege – und dumme kleine Sachen wie Kinos und Cocktails – sogar die Grammophonplatten!«

»Du bist wirklich eine der Lilien auf dem Felde, Liebling, nicht? Du arbeitest nicht, auch spinnst du nicht!«

»Meinst du, ich sollte etwas tun, Roddy?«

Er schüttelte den Kopf.

»Gerade wie du bist, gefällst du mir: zart und fern und ironisch, Ich möchte nicht, daß du auf einmal ernst wirst; ich meine nur, daß, wenn nicht Tante Laura wäre, du wahrscheinlich in irgendeiner scheußlichen Stellung arbeiten müßtest. Bei mir ist es ebenso. Ich habe ja eine Stellung, aber bei Lewis & Hume ist es nicht allzu schwierig. Ich erhalte mir meine Selbstachtung durch diese Stelle; jedoch bedenke, wenn ich mir keine Sorgen um die Zukunft mache, ist es wegen meiner Aussichten auf – auf Tante Lauras Erbschaft.«

»Wir scheinen da beide recht habgierig, nicht?«

»Unsinn! Man hat uns zu verstehen gegeben, daß wir eines Tages Geld haben werden – und das ist alles. Natürlich beeinflußt diese Tatsache unser Benehmen.«

Elinor sagte nachdenklich:

»Tante Laura hat uns aber noch nie genau gesagt, wie sie ihr Geld hinterlassen will?«

»Das tut nichts! Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie es zwischen uns geteilt; aber wenn das auch nicht der Fall ist und sie alles oder den größten Teil dir, als ihrem eigenen Fleisch und Blut, hinterläßt – werde ich doch teilhaben daran, weil ich dich ja heirate, Liebling – und wenn sie umgekehrt meint, daß der Hauptanteil mir, als dem männlichen Vertreter der Welmans, zufallen soll, ist es auch das gleiche, weil du mich heiratest.«

Er lächelte ihr liebevoll zu:

»Ein Glück, daß wir einander lieben. Du liebst mich doch, Elinor?«

»Ja.« Sie sagte es kühl, beinahe förmlich.

»Ja!« ahmte Roddy sie nach. »Du bist anbetungswürdig, Elinor. Diese unnachahmliche Art von dir – fern – unberührbar la Princesse Lointaine. Ich glaube, es ist diese Eigenschaft von dir, die meine Liebe zu dir hervorrief.«

Elinor stockte der Atem. Sie sagte: »Das ist es!«

»Ja.« Er runzelte die Stirn. »Manche Frauen sind so – ich weiß nicht – so voll Besitzrecht – so

hündisch hingebend – und von Sentimentalität überfließend! Das hasse ich. Bei dir kenne ich mich nie aus – bin deiner nie sicher – jeden Moment könntest du dich wandeln und in deiner kühlen, fernen Art sagen, du habest es dir anders überlegt – ohne weiteres, ganz kalt – ohne mit der Wimper zu zucken! Du bist ein bezauberndes Wesen, Elinor, wie ein Kunstwerk, so – so vollendet!«

Er fuhr fort:

»Weißt du, ich glaube, wir werden eine vollkommene Ehe führen ... Wir lieben einander genug und nicht zu sehr. Wir sind gute Freunde, haben eine Menge gleicher Neigungen, kennen einander durch und durch. Wir haben alle Vorteile der Vetternschaft ohne die Nachteile der Blutsverwandtschaft. Ich werde deiner nie müde werden, weil du so ein ungreifbares Wesen bist. Du könntest jedoch meiner müde werden. Ich bin so ein ganz gewöhnlicher Mensch.«

Elinor schüttelte den Kopf.

»Ich werde deiner nicht müde werden, Roddy – nie.«

»Mein Liebling.«

Er küßte sie.

Nach einer Weile fuhr er fort:

»Tante Laura hat schon so ziemlich eine Ahnung, wie es um uns steht, denke ich, obwohl wir nicht dort waren, seit wir einig geworden sind. Das gäbe uns einen Grund, um hinzufahren, nicht?«

»Ja. Ich dachte erst neulich -«

Roddy beendete den Satz für sie:

»- daß wir nicht so oft dort sind, als wir sollten. Ich dachte mir das auch. Die erste Zeit nach ihrem Schlaganfall fuhrn wir beinahe jedes Wochenende hin. Und jetzt muß es schon fast zwei Monate sein, daß wir dort waren.«

Elinor sagte: »Wir wären hingefahren, wenn sie nach uns verlangt hätte – sofort.«

»Ja natürlich. Und wir wissen, daß sie Schwester O'Brien gern hat und gut gepflegt wird. Trotzdem waren wir vielleicht doch ein wenig nachlässig. Ich spreche nicht vom Geldstandpunkt nur vom rein menschlichen.«

Elinor nickte.

»Ich weiß.«

»Also hat dieser dreckige Brief doch etwas Gutes gehabt! Wir fahren hin, um unsere Interessen zu wahren und weil wir die liebe Alte gern haben!«

Er zündete ein Streichholz an und verbrannte den Brief, den er Elinor aus der Hand nahm.

»Wer den wohl geschrieben hat?« sagte er. »Nicht, daß etwas daran läge ... Jemand, der ›auf unserer Seite‹ ist, wie wir als Kinder zu sagen pflegten. Vielleicht hat man uns sogar einen Dienst damit erwiesen. Die Mutter von Jim Partington, die nach der Riviera zog, hatte dort einen bildhübschen jungen italienischen Arzt, verliebte sich wie toll in ihn und hinterließ ihm jeden Pfennig, den sie besaß. Jim und seine Schwester versuchten vergeblich, das Testament anzufechten.«

Elinor sagte:

»Tante Laura hat den neuen Doktor gern, der die Praxis von Dr. Ransome übernommen hat – aber nicht bis zu diesem Grad!

Überhaupt spricht der scheußliche Brief von einem Mädchen. Es muß Mary sein.«

»Wir fahren hin und werden selbst sehen ...«



Schwester O'Brien rauschte aus Frau Welmans Schlafzimmer in das Badezimmer. Sie rief über die

Schulter zurück:

»Ich setze schnell den Kessel auf. Sie werden eine Tasse Tee brauchen können, ehe Sie den Dienst übernehmen, was, Schwester?«

Schwester Hopkins sagte gemütlich:

»Ja, meine Liebe, eine Tasse Tee kann ich immer brauchen.

Ich sage immer, es geht nichts über eine gute Tasse Tee – starken Tee!«

»Ich habe alles hier in diesem Schrank – Teekanne, Tassen und Zucker –, und Edna bringt mir zweimal am Tag frische Milch herauf. Man braucht nicht fortwährend zu klingeln. Das Gas brennt gut, das Wasser kocht im Nu.«

Schwester O'Brien war eine große, rothaarige Person von dreißig Jahren mit blitzenden weißen Zähnen, einem sommersprossigen Gesicht und einem einnehmenden Lächeln.

Durch ihre Heiterkeit und Lebenskraft war sie bei ihren Patienten sehr beliebt. Schwester Hopkins, die Bezirkspflegerin, die jeden Morgen kam, um bei dem Bettenmachen und der Toilette zu helfen, war eine schlicht aussehende Frau mittleren Alters, die tüchtig aussah und eine flinke Art hatte.

Nun sagte sie anerkennend:

»Alles ist wohlgeordnet in diesem Haus.«

Die andere nickte.

»Ja, manches ein wenig altmodisch, keine Zentralheizung, aber überall gut geheizt und die Mädchen alle sehr gefällig, und Frau Bishop kümmert sich ordentlich um sie.«

»Diese Mädchen heutzutage – stellen oft die Geduld auf eine harte Probe – die meisten wissen nicht, was sie wollen – und arbeiten tun sie auch nicht ordentlich.«

»Mary Gerrard ist ein nettes Mädchen«, sagte Schwester O'Brien. »Ich weiß wirklich nicht, was Frau Welman ohne sie täte. Sie hörten, wie sie jetzt nach ihr verlangte? Ach ja, sie ist ein reizendes Geschöpf, das muß ich sagen, und sie hat so eine nette Art!«

»Mary tut mir leid. Ihr alter Vater tut alles, um sie zu ärgern.«

»Bringt kein freundliches Wort heraus, der alte Brummbär«, nickte Schwester O'Brien. »Ah, der Kessel summt schon.«

Der Tee wurde bereitet und heiß und stark eingeschenkt. Die zwei Pflegerinnen saßen in Schwester O'Briens Zimmer neben Frau Welmans Schlafzimmer.

»Herr Welman und Fräulein Carlisle kommen heute«, sagte Schwester O'Brien. »Heute früh kam ein Telegramm.«

»Ah, meine Liebe, ich dachte mir noch, die alte Dame sieht erregt aus. Sie sind schon längere Zeit nicht hier gewesen, wie?«

»Es muß mehr als zwei Monate her sein. So ein lieber junger Herr, der Herr Welman. Aber sehr stolz sieht er aus.«

Schwester Hopkins sagte:

»Ihr Bild sah ich neulich im Salonblatt – mit Bekannten auf dem Rennplatz.«

»Sie ist sehr bekannt in der Gesellschaft, nicht wahr? Und sie hat immer so wundervolle Kleider. Finden Sie sie wirklich so hübsch, Schwester?«

Schwester Hopkins zögerte:

»Es ist schwer zu sagen, wie diese Mädels wirklich ausschauen unter der Schminke! Meiner Ansicht nach ist sie lange nicht so hübsch wie Mary Gerrard!«

Schwester O'Brien kniff die Lippen zusammen und legte den Kopf auf die Seite.

»Da haben Sie vielleicht recht. Aber Mary hat nicht das Auftreten!«

Schwester Hopkins sagte lehrhaft:

»Kleider machen Leute.«

»Noch eine Tasse Tee, Schwester?«

»Danke, Schwester, hab nichts dagegen.«

Über den dampfenden Tassen rückten die Frauen ein wenig näher zusammen.

Schwester O'Brien sagte:

»Etwas Merkwürdiges ist heute nacht passiert. Ich ging um zwei Uhr zu meiner Patientin, um sie bequem zu betten, wie ich es immer tue, und sie lag wach da. Doch mußte sie geträumt haben, denn sobald ich ins Zimmer kam, sagte sie: ›Die Fotografie. Ich muß die Fotografie haben.«

Also sagte ich: ›Ja, natürlich, Frau Welman. Aber möchten Sie nicht lieber bis zum Morgen warten?‹ Und sie sagte: ›Nein.

Ich will sie jetzt ansehen.« Also sagte ich: ›Nun, wo ist diese Fotografie? Ist es die von Herrn Roderick, die Sie meinen?‹ Und sie sagte: ›Roderick? Nein. Lewis.« Und sie bemühte sich, ich half ihr, sich aufzusetzen, und sie nahm ihre Schlüssel aus der kleinen Schachtel neben ihrem Bett und befahl mir, die breite Lade des Schrankes zu öffnen, und darin war richtig eine große Fotografie in einem silbernen Rahmen. So ein schöner Mann!

Und ›Lewis‹ quer über den Rand geschrieben. Altmodisch war sie natürlich, muß vor vielen Jahren aufgenommen worden sein.

Ich brachte sie ihr, und sie hielt sie fest und starrte sie lange an und murmelte nur ›Lewis – Lewis‹. Dann seufzte sie und gab sie mir wieder und sagte, ich solle sie zurücklegen. Und, würden Sie es glauben, als ich mich wieder umwandte, war sie sanft wie ein kleines Kind eingeschlafen.«

»War es ihr Mann, glauben Sie?«

»Er war es nicht! Denn heute früh fragte ich Frau Bishop so beiläufig, wie der Vorname des verstorbenen Herrn Welman war, und sie sagte mir, er hieß Henry!«

Die zwei Frauen wechselten Blicke. Schwester Hopkins hatte eine lange Nase, deren Spitze ein wenig zitterte vor freudiger Erregung:

»Lewis – Lewis. Ich möchte doch wissen ... Ich erinnere mich nicht an den Namen in dieser Gegend.«

»Es war vor vielen Jahren, meine Liebe«, sagte die andere.

»Ja, und natürlich, ich bin ja erst seit ein paar Jahren hier. Ich möchte wissen -«

Schwester O'Brien sagte:

»Ein sehr schöner Mann. Sieht aus, als sei er ein Kavallerie-Offizier!«

Schwester Hopkins schlürfte ihren Tee.

»Das ist sehr interessant.«

Schwester O'Brien wurde romantisch:

»Vielleicht war es eine Jugendliebe, und der grausame Vater trennte sie ...«

Schwester Hopkins sagte mit einem tiefen Seufzer:

»Vielleicht ist er im Krieg gefallen ...«



Als Schwester Hopkins, angenehm angeregt von dem Tee und romantischen Gedankenverbindungen, endlich das Haus verließ, lief ihr Mary Gerrard aus der Tür nach.

»Ach, Schwester, darf ich mit Ihnen ins Dorf hinuntergehen?«

»Natürlich dürfen Sie das, liebe Mary.«

Mary Gerrard sagte atemlos: »Ich muß mit Ihnen sprechen. Ich mache mir solche Sorgen über alles.«

Die Ältere sah sie freundlich an.

Mit einundzwanzig Jahren war Mary Gerrard ein entzückendes Geschöpf, das an eine wilde Rose erinnerte: ein langer zarter Hals, hellgoldenes Haar, in natürlichen, weichen Wellen eng an den wundervoll geformten Kopf geschmiegt, und Augen von tiefem, lebhaftem Blau.

»Was ist denn los?«

»Ach, die Zeit geht weiter und weiter – und ich, ich mache gar nichts!«

Schwester Hopkins sagte trocken:

»Das hat noch Zeit genug.«

»Ja, aber es ist die Ungewißheit! Frau Welman ist ja so großartig zu mir gewesen, hat diese teuren Schulen für mich bezahlt. Ich habe das Gefühl, daß ich jetzt anfangen sollte, meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Ich sollte mich wenigstens für etwas ausbilden.«

Schwester Hopkins nickte verständnisvoll.

»Es kommt mir wie eine Vergeudung vor, wenn ich nichts tue.

Ich habe versucht, Frau Welman zu – zu erklären, wie ich es empfinde, aber – es ist so schwer – sie scheint nicht zu verstehen.

Sie sagt fortwährend, es hat noch Zeit.«

»Bedenken Sie, sie ist eine kranke Frau!«

Mary wurde rot und sagte reuevoll:

»Oh, ich weiß. Ich sollte sie freilich nicht belästigen. Aber es ist doch eine Sorge – und Vater ist so – so scheußlich zu mir!

Höhnt mich fortwährend, daß ich so eine feine Dame bin! Und ich will doch gar nicht nur herumsitzen und nichts tun!«

»Das weiß ich.«

»Das Schlimme ist nur, daß jede Art Ausbildung fast immer sehr teuer ist. Ich kann jetzt ziemlich gut Deutsch und könnte vielleicht damit etwas anfangen. Aber eigentlich möchte ich doch Krankenpflegerin werden. Pflegen und Kranke sind mir so sympathisch.«

Schwester Hopkins erklärte gänzlich unromantisch:

»Dafür muß man so stark sein wie ein Pferd, wissen Sie!«

»Ich bin stark! Und ich pflege wirklich gern. Mutters Schwester, die in Neuseeland, war Pflegerin, also hab ich's im Blut.«

»Wie wäre es mit Massage?« schlug Schwester Hopkins vor.

»Oder mit Kindern? Sie haben doch Kinder gern. Bei Massage kann man sehr gut verdienen.«

Mary fragte zweifelnd:

»Da ist die Ausbildung sehr teuer, nicht? Ich hoffte – aber natürlich, das ist sehr anspruchsvoll von mir – sie hat doch schon so viel für mich getan!«

»Frau Welman, meinen Sie? Meiner Meinung nach schuldet sie Ihnen das. Sie hat Ihnen eine feine Erziehung geben lassen, aber nicht von der Art, die zu viel führt. Unterrichten möchten Sie nicht?«

»Dazu bin ich nicht gescheit genug.«

»Es gibt verschiedene Arten Verstand! Wenn Sie meinem Rat folgen, Mary, haben Sie noch etwas Geduld. Wie gesagt, meiner Ansicht nach ist Frau Welman es Ihnen schuldig, Ihnen zum Ergreifen eines Berufes zu verhelfen, und ich zweifle nicht, daß sie auch diese Absicht hat. Die Wahrheit ist jedoch, daß sie Sie liebgewonnen hat, daß sie Sie nicht verlieren möchte.«

Mary tat einen tiefen Atemzug. »Glauben Sie wirklich, das ist es?«

»Ich zweifle nicht im mindesten daran! Da liegt sie, die arme alte Dame, mehr oder weniger hilflos, auf einer Seite gelähmt, und hat nichts und niemand, der sie unterhalten könnte. Da bedeutet es viel für sie, ein frisches, hübsches junges Ding wie Sie um sich zu haben. Sie haben eine sehr nette Art im

Krankenzimmer.«

Mary sagte leise:

»Wenn Sie das wirklich denken – das tut mir so wohl ... Die liebe Frau Welman, ich habe sie sehr, sehr gern! Sie war immer so gut zu mir. Ich möchte alles für sie tun!«

Schwester Hopkins sagte trocken:

»Das Beste, was Sie tun können, ist zu bleiben, wo Sie sind, und sich keine Sorgen mehr zu machen! Es wird nicht mehr lange dauern.« – Mary sagte: »Meinen Sie ...?«

Ihre weitgeöffneten Augen sahen erschrocken drein.

Die Pflegerin nickte.

»Sie hat sich ja wunderbar erholt, aber es wird nicht für lange sein. Es wird ein zweiter und dann ein dritter Schlaganfall kommen. Ich kenne das nur zu gut. Seien Sie nur geduldig, mein Kind. Wenn Sie die letzten Tage der alten Dame aufhellen und zerstreuen, so ist das eine bessere Tat als viele andere. Die Zeit für das andere wird schon kommen. Da kommt eigens Ihr Vater aus dem Pförtnerhaus – aber nicht, um uns freundlich guten Tag zu sagen, nehme ich an!«

Sie näherten sich gerade dem großen eisernen Gittertor. Die zwei Stufen des Pförtnerhauses humpelte ein ältlicher Mann mit gebeugtem Rücken mühsam herunter.

Schwester Hopkins sagte heiter:

»Guten Morgen, Herr Gerrard.«

Ephraim Gerrard sagte mürrisch: »Ah!«

»Schönes Wetter«, sagte Schwester Hopkins.

Der alte Gerrard murrte verdrießlich:

»Vielleicht für Sie. Für mich nicht. Mein Hexenschuß peinigt mich fürchterlich.«

Schwester Hopkins sagte heiter: »Das war das nasse Wetter vorige Woche, vermute ich. Das heiße trockene Wetter wird bald damit aufräumen.«

Ihre berufsmäßig heitere Miene schien den alten Mann zu ärgern. »Ihr Pflegerinnen – ihr seid alle gleich! Voll Heiterkeit bezüglich der Leiden anderer Leute – was ihr euch schon darum schert! Und die Mary da redet auch davon, Pflegerin zu werden.

Ich hätte gedacht, sie würde etwas Besseres werden wollen als das, mit ihrem Französisch und Deutsch und Klavierspielen und allem, was sie in ihrer großartigen Schule und auf ihren Auslandsreisen gelernt hat!«

Mary sagte scharf: »Pflegerin sein würde mir vollkommen genügen!«

»Ja, und am liebsten würdest du gar nichts machen, nicht wahr? Herumstolzieren mit deinen Faxen und Schnacksen und deinem Feine-Dame-Spielen! Müßiggehen, das ist es, was du möchtest, du Gute!«

Mary wehrte sich mit Tränen in den Augen:

»Es ist nicht wahr, Vater, du hast nicht das Recht, das zu sagen!«

Schwester Hopkins legte sich ins Mittel, wenn auch auf schwerfällige, so doch entschieden humoristische Weise.

»Ein wenig auf der schiefen Wetterseite sind wir diesen Morgen, was? Sie meinen es doch nicht ernst, was Sie da sagen, Gerrard! Mary ist ein braves Mädchen und Ihnen eine gute Tochter.«

Gerrard schaute seine Tochter mit einem Ausdruck purer Bosheit an.

»Das ist nicht meine Tochter, wie sie heute ist – mit ihrem französisch Parlieren und affektierten Reden. Pah!«

Er wandte sich und ging ins Haus zurück.

Marys Augen standen noch voll Tränen:

»Da sehen Sie, Schwester, wie schwer es ist. Er ist so unvernünftig! Er hat mich nie recht mögen,

auch nicht als kleines Mädel. Da mußte die Mutter mich immer verteidigen.«

»Nun, nun, ärgern Sie sich nicht! Diese Dinge werden uns als Prüfung auferlegt! Herrgott, ich muß mich eilen. Hab noch eine große Runde zu absolvieren diesen Vormittag.«

Während sie der rasch entschwindenden Gestalt nachsah, dachte Mary Gerrard traurig, daß einem niemand wirklich nützen oder helfen konnte. Schwester Hopkins begnügte sich trotz all ihrer Freundlichkeit damit, ein paar Gemeinplätze vorzubringen und sie einem als Neuheiten anzubieten.

Und Mary dachte trostlos: »Was soll ich nur tun?«

2. Kapitel

I

Frau Welman lag auf ihren sorgfältig aufgetürmten Kissen. Sie atmete ein wenig schwer, aber sie schlief nicht. Ihre Augen waren so tief und blau wie jene ihrer Nichte Elinor – blickten zur Decke hinauf. Sie war eine starke schwere Frau mit schönem Adler-Profil. Ihr Gesicht verriet Stolz und Entschlossenheit.

Ihre Augen senkten sich und ruhten auf der Gestalt, die am Fenster saß. Sie ruhten zärtlich auf ihr – beinahe sehnsüchtig.

Endlich sagte sie: »Mary – -«

Das Mädchen wandte sich rasch. »Oh, Sie sind wach, Frau Welman.«

»Ja, ich bin schon einige Zeit wach ...«

»Ach, das wußte ich nicht. Ich wäre -«

Frau Welman unterbrach sie:

»Nein, es ist schon gut. Ich dachte nach – dachte an viele Dinge.«

»Ja, Frau Welman?«

Der teilnehmende Blick, die aufmerksame Stimme weckten einen zärtlichen Ausdruck in dem Gesicht der Älteren. Sie sagte sanft: »Ich hab dich sehr lieb, mein Kind. Du bist sehr gut zu mir.«

»Oh, Frau Welman, Sie sind es, die gut zu mir gewesen sind.

Ich weiß nicht, was ich angefangen hätte, wären Sie nicht gewesen! Sie haben alles für mich getan.«

»Ich weiß nicht ... ich weiß nicht gewiß ...« Die Kranke bewegte sich unruhig, ihr rechter Arm zuckte – der linke blieb reglos. »Man meint es gut, aber es ist so schwer zu wissen, was das Beste ist – was recht ist. Ich war immer meiner selbst zu sicher ...«

»O nein, ich bin sicher, Sie wissen immer, was das Beste und das Rechte ist.«

Laura Welman schüttelte den Kopf.

»Nein – nein. Es quält mich. Ich hatte immer eine Hauptsünde, Mary: ich bin stolz. Stolz kann vom Teufel sein. Er liegt in unserem Blut. Elinor hat ihn auch.«

Mary warf schnell ein:

»Es wird angenehm für Sie sein, Fräulein Elinor und Herrn Roderick hier zu haben, es wird Sie aufheitern. Es ist schon ziemlich lang her, seit sie hier waren.«

»Sie sind gute Kinder – sehr gute Kinder«, sagte Frau Welman leise. »Und haben mich alle beide gern. Ich weiß immer, ich brauche nur um sie zu schicken, und sie kommen jederzeit. Aber ich will das nicht zu oft. Sie sind jung und glücklich – haben die Welt vor sich liegen. Es ist nicht nötig, sie

vor der Zeit in die Nähe von Leiden und Verfall zu bringen ... Ich hoffte immer, sie würden einander heiraten, doch versuchte ich nie, es ihnen nahezu legen. Junge Leute sind so widerspruchsvoll, es hätte vielleicht das Gegenteil bewirkt! Vor langer Zeit, als sie noch Kinder waren, kam mir der Gedanke, daß Elinor ihr Herz an Roddy verloren habe. Aber was ihn betrifft, war ich nicht sicher.

Er ist ein merkwürdiger Mensch. Henry war geradeso – sehr zurückhaltend und wählerisch ... Ja, ja, Henry ...«

Sie schwieg eine Weile, in Gedanken an ihren toten Gatten.

»So lang her ... so sehr lang ... Wir waren erst fünf Jahre verheiratet, als er starb. Doppelseitige Lungenentzündung ... Wir waren glücklich – ja, sehr glücklich; aber irgendwie scheint es alles so unwirklich, jenes Glück. Ich war ein sonderbares, ernstes, unentwickeltes Mädchen – den Kopf voller Ideale und Heldenanbetung. Keine Wirklichkeit ...«

Mary murmelte: »Sie müssen sehr einsam gewesen sein nachher.«

»Nachher? O ja – schrecklich einsam. Ich war sechsundzwanzig ... und jetzt bin ich über sechzig. Eine lange Zeit, meine Liebe ... eine lange, lange Zeit ...« Sie sagte mit plötzlich lebhafter Bitterkeit: »Und nun dies!«

»Ihre Krankheit?«

»Ja. Ein Schlaganfall ist das, was ich immer am meisten fürchtete. Die beschämende Hilflosigkeit! Gewaschen und gepflegt zu werden wie ein Säugling! Außerstande, sich selbst etwas zu machen – es macht mich wahnsinnig! Die O'Brien ist ja gutmütig – das muß man ihr lassen. Sie macht sich nichts daraus, wenn ich sie anfare, und ist nicht blöder als die meisten. Aber es ist etwas anderes für mich, wenn du bei mir bist, Mary.«

»Wirklich?« Das Mädchen wurde rot. »Ich – ich bin so froh, Frau Welman.«

»Du hast dir Sorgen gemacht, nicht wahr? Deine Zukunft betreffend. Überlaß das nur mir, meine Liebe. Ich werde schon dazu schauen, daß du die Mittel hast, unabhängig zu sein und einen Beruf zu ergreifen. Aber sei noch ein wenig geduldig – es bedeutet mir so viel, dich hier bei mir zu haben.«

»Oh, Frau Welman, natürlich – natürlich! Ich möchte Sie um alles nicht verlassen, wenn Sie mich brauchen – -«

»Ja, ich brauche dich ...« Die Stimme klang ungewöhnlich tief und voll. »Du – du bist ganz wie eine Tochter für mich. Mary.

Ich habe dich hier in Hunterbury aufwachsen sehen von einem kleinen unbeholfenen Ding – bis zu einem schönen Mädchen ...

Ich bin stolz auf dich, Kind. Ich hoffe nur, ich habe getan, was am besten für dich war.«

»Wenn Sie meinen, daß Ihre Güte zu mir und daß Sie mich über – nun ja, über meinen Stand erziehen ließen, wenn Sie glauben, daß mich das unzufrieden gemacht oder mir, was Vater ›feine-Damen‹-Ideen nennt, eingeblöht hat, so ist das wirklich nicht der Fall. Ich bin Ihnen riesig dankbar, das ist alles. Und wenn ich begierig bin, mit einem Broterwerb anzufangen, so ist es nur, weil ich fühle, daß es nicht recht ist, daß ich nach allem, was Sie für mich getan haben, nichts arbeiten sollte. Ich möchte nicht, daß man denkt, ich schmarotze bei Ihnen.«

Laura Welmans Stimme wurde plötzlich scharf:

»Also das hat dir Gerrard in den Kopf gesetzt? Achte nicht auf seine Reden, Mary; es war nie die Rede davon und wird es nie sein, daß du bei mir schmarotzen könntest! Ich bitte dich nur um meinetwillen, noch ein bißchen länger hierzubleiben. Es wird bald vorüber sein ... Wenn man richtig vorginge, würde mein Leben hier und jetzt zu Ende gehen – und nicht diese lang hingezogene Narretei mit Pflegerinnen und Ärzten veranstaltet.«

»O nein, Frau Welman, Dr. Lord sagt, Sie können noch jahrelang leben.«

»Ich wünsche es mir gar nicht, danke schön! Ich sagte ihm neulich, daß ich in einem anständig

zivilisierten Staat nichts zu tun hätte, als ihm mitzuteilen, daß ich zu sterben wünsche, worauf er mich schmerzlos mit irgendeinem angenehmen Medikament erledigen würde. ›Und wenn Sie ein bißchen Mut hätten, Doktor‹, sagte ich, ›würden Sie es überhaupt tun!‹«

Mary rief: »Oh! Was sagte er?«

›Der respektlose junge Mann grinste mich nur an, meine Liebe, und sagte, er werde es nicht riskieren, aufgehängt zu werden. Er sagte: ›Wenn Sie mir Ihr ganzes Geld hinterließen, Frau Welman, das wäre natürlich etwas anderes.‹ Frecher junger Kerl. Aber ich mag ihn gut leiden. Seine Besuche tun mir gut, mehr als seine Medikamente.«

›Ja, er ist sehr nett«, sagte Mary. »Schwester O'Brien hält sehr viel von ihm und auch Schwester Hopkins.«

›Hopkins sollte auch mehr Verstand haben in ihrem Alter.

Und die O'Brien, die zerfließt nur in ihrem Lächeln und wirft den Kopf mit den langen Haubenbändern zurück, sobald er ihr nur in die Nähe kommt.«

›Arme Schwester O'Brien!«

Frau Welman sagte nachsichtig:

›Sie ist eigentlich ein ganz nettes Ding, aber alle Pflegerinnen gehen mir auf die Nerven; sie glauben immer, daß man um fünf Uhr früh ›eine gute Tasse Tee‹ möchte! Was ist das? Ist es das Auto?« Mary sah aus dem Fenster.

›Ja, es ist das Auto. Fräulein Elinor und Herr Roderick sind angekommen.«

II

Frau Welman nickte ihrer Nichte herzlich zu:

›Ich freue mich sehr, Elinor, über dich und Roddy.«

›Das dachte ich mir, Tante Laura.«

Nach einem Augenblick des Zögerns fragte die Ältere:

›Du – du hast ihn doch wirklich gern, Elinor?«

Elinor hob die zartgezeichneten Brauen.

›Natürlich.«

Laura Welman sagte rasch:

›Du mußt verzeihen, liebes Kind. Weißt du, du bist ja sehr zurückhaltend; es ist schwer, zu erraten, was du denkst oder fühlst. Als ihr beide viel jünger wart, dachte ich, du beginnst vielleicht Roddy zu lieben – zu sehr ...«

Wieder hoben sich Elinors Brauen.

›Zu sehr?«

Die Ältere nickte.

›Ja. Es ist nicht klug, zu sehr zu lieben. Manchmal tut aber ein sehr junges Mädchen gerade das ... Ich war froh, als du zur Beendigung deiner Erziehung nach Deutschland fuhrst. Dann, als du zurückkamst, schienst du ganz gleichgültig gegen ihn und – nun, das tat mir auch leid! Ich bin eine langweilige alte Frau, schwer zufriedenzustellen! Ich habe mir immer eingebildet, daß du eine stark empfindende Natur bist – das Temperament hast, das unserer Familie eigen ist. Es ist kein sehr glückliches für seine Besitzer ... Aber, wie gesagt, als du so gleichgültig gegen Roddy vom Ausland zurückkamst, tat mir das leid, weil ich immer gehofft hatte, ihr zwei würdet zusammenkommen. Und jetzt ist es geschehen, und so ist alles in Ordnung! Und du liebst ihn wirklich?«

›Ich liebe Roddy genug und nicht zu sehr.«

Frau Welman nickte billigend.

»Ich glaube, dann wirst du glücklich sein. Roddy braucht Liebe – aber heftige Gemütsbewegungen mag er nicht. Es würde ihn scheu machen, wollte man zu sehr auf sein Besitzerrecht pochen.«

»Du kennst Roddy sehr gut!«

»Wenn Roddy dich ein klein wenig lieber hat als du ihn – so ist das um so besser.«

Elinor sagte ironisch:

»Tante Emmas Ratschläge: ›Lassen Sie Ihren Freund im Ungewissen! Er soll Ihrer nicht zu sicher sein!«

Laura Welman fragte forschend:

»Bist du unglücklich, Kind? Ist denn was nicht in Ordnung?«

»Nein, nein, nichts.«

»Du dachtest nur, ich gebe es recht – billig? Meine Liebe, du bist jung und empfindlich. Das Leben, fürchte ich, gibt es manchmal recht billig ...«

In Elinor schwang leichte Bitterkeit:

»Du hast wohl recht.«

»Mein Kind – du bist wirklich unglücklich! Was ist denn?«

»Nichts – gar nichts.« Sie stand auf und ging zum Fenster.

Halb abgewandt sagte sie:

»Tante Laura, sag mir ehrlich, glaubst du, daß Liebe je ein Glück ist?«

Frau Welmans Gesicht wurde ernst.

»In dem Sinn, wie du es meinst, Elinor – nein, wahrscheinlich nicht ... Einen Menschen leidenschaftlich lieben bringt immer mehr Leid als Freude; aber trotzdem, Elinor, möchte man nicht ohne diese Erfahrung sein. Jemand, der nie wirklich geliebt hat, hat nie wirklich gelebt ...«

Das Mädchen nickte.

»Ja – du verstehst – du weißt, wie es ist – -«

Sie wandte sich plötzlich, eine Frage im Blick:

»Tante Laura – -«

Die Tür öffnete sich, und die rothaarige Schwester O'Brien trat ein: »Frau Welman, der Doktor ist da.«



Dr. Lord war ein junger Mann von zweiunddreißig Jahren. Er hatte rötliches Haar, ein sympathisches, häßliches, sommersprossiges Gesicht und ein auffallend energisches Kinn.

Seine Augen waren von durchdringendem hellem Blau.

»Guten Morgen, Frau Welman«, sagte er.

»Guten Morgen, Dr. Lord. Dies ist meine Nichte, Fräulein Carlisle.«

Eine augenfällige Bewunderung zeigte sich in Dr. Lords Gesicht. Er begrüßte sie und nahm die Hand, die Elinor ihm entgegenstreckte, so behutsam, als fürchte er, sie zu zerbrechen.

Frau Welman fuhr fort:

»Elinor und mein Neffe sind gekommen, mich aufzuheitern.«

»Großartig!« nickte Dr. Lord. »Gerade das, was Sie brauchen!

Das wird Ihnen sicherlich sehr guttun, Frau Welman.«

Er sah Elinor noch immer mit offener Bewunderung an.

Sie lächelte ihm zu, während sie zur Tür ging:

»Vielleicht sehe ich Sie noch, bevor Sie gehen, Dr. Lord?«

»Oh, ja – natürlich.«

Sie ging hinaus und schloß die Tür hinter sich. Dr. Lord näherte sich dem Bett, Schwester O'Brien flatterte hinter ihm her.

Frau Welman spottete mit einem Augenzwinkern:

»Gehen Sie wieder die üblichen Kunststücke durch: Puls, Atmung, Temperatur? Was für eine Schwindler-Gesellschaft ihr Ärzte doch seid!«

»Oh, Frau Welman – so etwas dem Herrn Doktor zu sagen!«

Schwester O'Brien seufzte entrüstet.

Doch Dr. Lord lachte.

»Frau Welman durchschaut mich, Schwester! Trotzdem, Frau Welman, muß ich meine Pflicht tun, wissen Sie. Das Übel ist nur, daß ich die rechte Art, mit den Patienten umzugehen, nie gelernt habe.«

»Ihre Art ist schon recht. Tatsächlich sind Sie ja auch recht stolz darauf.«

Peter Lord lachte und bemerkte: »Das sagen Sie!«

Nachdem die herkömmlichen Fragen gestellt und beantwortet worden waren, lehnte sich Dr. Lord im Stuhl zurück und lächelte seiner Patientin zu.

»Nun«, sagte er. »Es geht ja prächtig vorwärts.«

»Also werde ich in ein paar Wochen aufstehn und im Haus herumgehen können?«

»Ganz so schnell wird es nicht gehen.«

»Nein, wirklich nicht, Sie Schwindler! Was hat man vom Leben, wenn man so ausgestreckt liegen und gepflegt werden muß wie ein kleines Kind?«

»Was hat man überhaupt vom Leben? Das ist die eigentliche Frage. Haben Sie je etwas gehört von dieser netten mittelalterlichen Erfindung ›Die kleine Ruhe‹? Darin konnte man weder stehen noch sitzen, noch liegen. Man sollte denken, daß jemand, der dazu verurteilt ist, binnen ein paar Wochen sterben müßte. Durchaus nicht. Ein Mann lebte sechzehn Jahre in einem solchen Käfig, wurde endlich freigelassen und erlebte ein schönes, hohes Alter.«

»Was ist die Pointe dieser Geschichte?«

»Die Pointe ist, daß man den Instinkt zu leben hat. Man lebt nicht, weil die Vernunft das Leben bejaht. Leute, von denen man so sagt, es wäre besser für sie, tot zu sein, wollen nicht sterben!

Jedoch Leute, die scheinbar alles haben, wofür sie leben sollten, lassen sich einfach aus dem Leben gleiten, weil sie nicht die Energie haben, zu kämpfen.«

»Fahren Sie fort!«

»Ich habe nichts mehr zu erzählen. Sie sind einer von den Menschen, die wirklich leben wollen, was immer Sie auch sagen mögen! Und wenn Ihr Körper leben will, so nützt das gar nichts, wenn Ihr Verstand etwas anderes sagt.«

Frau Welman wechselte plötzlich das Thema:

»Wie gefällt es Ihnen hier draußen?«

Peter Lord erwiderte lächelnd:

»Es gefällt mir sehr gut.«

»Ist es nicht ein wenig langweilig für einen jungen Mann wie Sie? Wollen Sie sich nicht spezialisieren? Finden Sie nicht eine Landpraxis etwas gleichförmig?«

Lord schüttelte den Kopf.

»Nein, ich hab meine Arbeit gern. Ich hab die Leute gern, und ich hab gewöhnliche, alltägliche Krankheiten gern. Ich wünsche mir nicht, den seltenen Bazillus einer unbekannteren Krankheit festzustellen. Mir genügen Masern, Schafblattern und all die übrigen. Es interessiert mich zu sehen,

wie verschiedene Körper darauf reagieren. Ich will sehen, ob ich nicht eine hergebrachte Behandlungsweise verbessern kann. Das Schlimme bei mir ist, daß ich gar keinen Ehrgeiz habe. Ich werde hier bleiben, bis mir ein Backenbart wächst und die Leute zu sagen beginnen:

Natürlich, wir haben immer Dr. Lord, und er ist ein netter alter Herr; aber er ist doch sehr altmodisch in seiner Behandlung, vielleicht sollten wir lieber den jungen So-und-so berufen, der so modern ist ...«

»Hm«, sagte Frau Welman. »Sie scheinen ja wirklich schon unabänderliche Pläne zu haben!«

Peter Lord stand auf.

»Na«, sagte er, »ich muß gehen.«

Frau Welman sagte:

»Meine Nichte wird mit Ihnen sprechen wollen, vermute ich.

Wie finden Sie sie übrigens? Sie hatten sie ja bisher nie gesehen.«

Dr. Lord wurde plötzlich hochrot. Sogar seine Augenbrauen erröteten.

»Ich – oh! Sie ist sehr hübsch, nicht? Und – sicher auch sehr gescheit und alles ...«

Frau Welman amüsierte sich. Sie dachte bei sich:

»Wie jung er ist, wirklich ...«

Laut sagte sie: »Sie sollten heiraten, Doktor.«

IV

Roddy spazierte im Garten. Er ging über den breiten Rasenvorplatz auf einem gepflasterten Weg in den Küchengarten, der reichhaltig und gut gehalten war. Er fragte sich, ob er und Elinor wohl eines Tages in Hunterbury leben würden. Er selbst hätte es gern getan, er liebte das Landleben.

Wegen Elinor jedoch hatte er seine Zweifel, vielleicht würde sie lieber in London wohnen ...

Es war etwas schwer, sich bei Elinor auszukennen. Sie enthüllte nicht viel von dem, was sie über die Dinge dachte und fühlte. Das gefiel ihm gerade an ihr ... Er mochte Leute nicht, die ihre Gedanken und Gefühle vor einem zur Schau stellten, die von vornherein annahmen, daß man ihren ganzen inneren Mechanismus zu kennen wünschte. Verschlossenheit war immer viel interessanter.

Elinor, dachte er mit klarem Urteil, war wirklich vollkommen.

Nichts an ihr stieß ab oder verletzte. Sie war entzückend anzusehen, witzig in der Unterhaltung – alles in allem die reizendste Gefährtin.

Er dachte, mit sich selbst zufrieden:

»Ich hab ein Mordsglück, daß ich sie bekommen habe! Kann mir gar nicht denken, was sie in einem Burschen, wie ich bin, sieht.« Denn Roderick Welman war zwar sehr schwer zufriedenzustellen, aber nicht eingebildet. Es erschien ihm wirklich merkwürdig, daß Elinor eingewilligt hatte, ihn zu heiraten.

Das Leben breitete sich recht angenehm vor ihm aus. Man wußte doch so ziemlich, wie man stand; das war immer ein Segen. Er vermutete, daß sie bald heiraten würden – das heißt, wenn Elinor es wünschte; vielleicht würde sie es lieber ein wenig hinausschieben. Er durfte sie nicht drängen. Im Anfang würden sie ja etwas knapp daran sein, doch brauchte man sich darüber keine Sorgen zu machen. Er wünschte aufrichtig, daß Tante Laura noch lange nicht sterbe. Sie war ein lieber Kerl und war immer nett zu ihm gewesen, hatte ihn in die Ferien eingeladen und sich stets für alles, was er tat, interessiert.

Seine Gedanken scheuten vor der Vorstellung ihres Todes zurück – er scheute sich stets vor konkreten Unannehmlichkeiten. Er machte sich unangenehme Dinge nicht gern so recht klar ... Aber

– nun – nachher würde es sehr angenehm sein, hier zu leben, besonders da genug Geld dasein würde, um das Gut zu halten. Er streifte den Gedanken, wie seine Tante es wohl verteilt hatte. Nicht, daß es etwas zu bedeuten hatte. Bei manchen Frauen mochte viel daran gelegen sein, ob der Mann oder die Frau das Geld hatte, aber bei Elinor nicht. Sie hatte viel Takt und machte sich nicht soviel aus Geld, um ihm zuviel Bedeutung beizumessen.

Er dachte: »Nein, ich brauche mir keine Sorgen zu machen, was auch geschieht!«

Er verließ den Küchengarten durch die Tür am anderen Ende.

Von dort wanderte er in das kleine Wäldchen, wo im Frühling die Narzissen blühten.

Für einen Augenblick überkam ihn eine merkliche Unruhe eine leichte Störung seiner eben noch so zufriedenen Stimmung.

Er fühlte: »Es gibt etwas – etwas, das ich nicht habe – etwas, das ich brauche – das ich brauche ...«

Das goldig-grüne Licht – die weiche Luft – ein beschleunigter Puls, ein bewegtes Blut ... eine plötzliche Ungeduld kam damit.

Ein Mädchen kam durch die Bäume auf ihn zu – ein Mädchen mit hellem, leuchtendem Haar und rosiger Haut.

Er dachte: »Wie schön – wie unsagbar schön.«

Etwas packte ihn; er stand ganz still, als sei er festgefroren.

Die Welt, fühlte er, drehte sich um ihn, stand Kopf, war plötzlich unmöglich und herrlich toll!

Das Mädchen blieb stehen, dann ging es weiter. Es kam auf ihn zu, und er stand da, stumm wie ein Fisch, mit offenem Mund.

Sie fragte etwas zögernd:

»Erinnern Sie sich nicht an mich, Herr Roderick? Es ist lange her, natürlich. Ich bin Mary Gerrard vom Pförtnerhaus.«

»Oh – oh – Sie sind Mary Gerrard?«

»Ja.«

Dann fuhr sie etwas scheu fort:

»Ich habe mich natürlich verändert, seit Sie mich zuletzt gesehen haben.«

»Ja, Sie haben sich verändert. Ich – ich hätte Sie nicht erkannt.« Er stand da und starrte sie an. Er vernahm die Schritte hinter sich nicht. Mary hörte sie und wandte sich um.

Elinor stand eine Minute regungslos. Dann sagte sie: »Hallo, Mary!«

»Oh – guten Tag, Fräulein Elinor. Ich freue mich, Sie wiederzusehen. Frau Welman hat sich schon auf Ihr Kommen gefreut.«

»Ja – es ist lange her. Ich – Schwester O'Brien hat mich um Sie geschickt. Sie will Frau Welman heben und sagt, Sie helfen ihr gewöhnlich dabei.«

»Ich gehe gleich.«

Sie entfernte sich und begann zu laufen. Elinor stand und sah ihr nach. Mary lief gut, sie hatte Grazie in jeder Bewegung.

Roddy sagte leise: »Atlanta ...«

Elinor antwortete nicht. Sie blieb ein paar Minuten ganz still stehen. Dann sagte sie:

»Es ist gleich Zeit zum Lunch. Wir sollten zurückgehen.«

Sie schritten Seite an Seite auf das Haus zu.

»Ach, komm doch mit, Mary! Ein großartiger Film, mit der Garbo – spielt in Paris. Und die Handlung von einem erstklassigen Autor. Es hat eine Oper davon gegeben.«

»Es ist furchtbar nett von dir, Ted, aber ich mag wirklich nicht.«

Ted Bigland wurde zornig:

»Ich kann dich gar nicht mehr verstehen, Mary. Du bist anders - ganz anders.«

»Nein, das bin ich nicht, Ted.«

»Doch! Wahrscheinlich ist es, weil du in dieser feinen Schule und in Deutschland warst. Du bist zu gut für uns jetzt.«

»Das ist nicht wahr, Ted. So bin ich nicht.«

Sie sprach heftig.

Der junge Mann, ein hübscher, stämmiger Bursche, sah sie trotz seines Ärgers mit bewundernden Blicken an.

»Doch, du bist es, du bist beinahe eine Dame, Mary.«

Mary sagte mit jäher Bitterkeit:

»Beinahe ist nicht viel, wie?«

In seinen Augen lag plötzliches Verständnis:

»Nein, das meine ich auch.«

Mary sagte rasch:

»Überhaupt, wer schert sich heutzutage um diese Dinge?

Damen und Herren und alles das!«

»Es hat nicht mehr die Bedeutung wie früher – nein«, gab Ted zu. »Trotzdem, es ist ein Gefühl ... Herrgott, Mary, du schaust aus wie eine Herzogin oder Gräfin oder so etwas.«

»Das will nicht viel heißen. Ich habe Gräfinnen gesehen, die wie Alt-Kleider-Händlerinnen aussahen!«

»Nun, du weißt schon, was ich meine.«

Eine stattliche Gestalt, ziemlich umfangreich in einem schönen schwarzen Kleid, kam auf sie zu. Ihre Augen warfen einen scharfen Blick auf die beiden. Ted trat einen Schritt zur Seite.

»Guten Tag, Frau Bishop.«

Frau Bishop neigte gnädig das Haupt.

»Guten Tag, Ted Bigland. Guten Tag, Mary.«

Sie glitt weiter, ein Schiff mit vollen Segeln.

Ted schaute ihr respektvoll nach.

Mary murmelte:

»Also sie ist wirklich wie eine Herzogin!«

»Ja – sie hat eine Art -! Verursacht mir immer so ein heißes Gefühl um den Kragen herum.«

Mary sagte langsam: »Sie mag mich nicht.«

»Unsinn, Mädel!«

»Es ist wahr, sie mag mich nun einmal nicht. Sie sagt mir immer etwas Bissiges.«

»Eifersüchtig«, erklärte Ted, weise mit dem Kopf nickend.

»Das ist alles.«

»Möglich, daß es das ist ...«

»Sicher, verlaß dich darauf. Seit Jahren ist sie hier Haushälterin, regiert das Personal, schafft herum, und jetzt faßt die alte Frau Welman so eine Vorliebe für dich – das ärgert sie!

Das ist alles.«

»Es ist dumm von mir, aber ich kann es nicht ertragen, wenn jemand mich nicht mag! Ich will, daß die Leute mich gern haben.«

»Das sind sicher nur Weiber, die dich nicht mögen, Mary!

Eifersüchtige Katzen, die dich zu hübsch finden!«

»Ich finde Eifersucht schrecklich.«

Ted sagte langsam:

»Vielleicht – aber es gibt sie wirklich. Hör mal, ich hab vorige Woche einen wundervollen Film gesehen. Mit Clark Gable.

Handelte von einem Millionär, der seine Frau vernachlässigt und so tut, als habe sie ihn betrogen. Und dann war noch ein anderer ...«

Mary begann sich zu entfernen.

»Verzeih, Ted, ich muß gehen. Ich bin schon spät dran.«

»Wohin gehst du?«

»Ich gehe zu Schwester Hopkins Tee trinken.«

Ted schnitt ein Gesicht.

»Merkwürdiger Geschmack! Die Frau ist die ärgste Klatschbase im Dorf. Steckt ihre lange Nase in alles.«

»Sie ist immer sehr nett zu mir.«

»Ach, ich behaupte nicht, daß sie böse ist. Aber sie redet und redet!«

»Leb wohl, Ted.« Sie eilte fort; er blieb grollend zurück.

VI

Schwester Hopkins bewohnte ein kleines Häuschen am Ende des Dorfes. Sie war selbst eben erst heimgekommen und legte gerade den Hut ab, als Mary eintrat.

»Ah, da sind Sie ja! Ich habe mich ein wenig versäumt. Der alten Frau Caldicott ging es wieder schlechter, da habe ich mich mit meinen Verbänden verspätet. Ich habe Sie am Ende der Straße mit Ted Bigland gesehen.«

Mary sagte etwas matt: »Ja ...«

Schwester Hopkins, die eben das Gas unter dem Kessel anzündete, blickte lebhaft auf. Ihre lange Nase zuckte.

»Sagte er etwas Besonderes, meine Liebe?«

»Nein. Er lud mich nur ein, mit ihm ins Kino zu gehen.«

»Aha«, nickte Schwester Hopkins prompt. »Nun, er ist natürlich ein netter junger Bursche und verdient ganz schön in der Garage, und seinem Vater geht es besser als den meisten ändern Farmern in der Gegend. Trotzdem, meine Liebe, scheinen Sie mir nicht dazu bestimmt, Ted Biglands Frau zu werden, bei Ihrer Erziehung und allem! Wie gesagt, wenn ich Sie wäre, würde ich mich für die Massage ausbilden, wenn die Zeit da ist. Da kommen Sie etwas herum, lernen Leute kennen und können mehr oder weniger über Ihre Zeit verfügen.«

»Ich werde mir's überlegen. Frau Welman hat neulich mit mir gesprochen. Sie war furchtbar lieb, und es war genauso, wie Sie sagten. Sie will nicht, daß ich jetzt von ihr weggehe; sie würde mich vermissen, sagte sie. Sie sagte aber, ich solle mir keine Sorgen über die Zukunft machen, sie würde mir helfen.«

Schwester Hopkins sagte zweifelnd:

»Hoffen wir, daß sie das schwarz auf weiß niedergelegt hat.

Kranke Leute sind oft merkwürdig.«

»Glauben Sie, daß Frau Bishop mich wirklich nicht mag – oder bilde ich es mir nur ein?«

Schwester Hopkins überlegte einen Augenblick.

»Sie macht ein saures Gesicht, das muß ich gestehen. Sie ist eine von jenen, die es nicht gern sehen, wenn es jungen Leuten zu gut geht oder wenn etwas für sie getan wird. Denkt vielleicht, daß Frau Welman Sie zu gern hat, und ärgert sich darüber. Ich würde mir darüber keine grauen Haare wachsen lassen, wenn ich Sie wäre, meine liebe Mary. Öffnen Sie mal diese Tüte, ja? Da sind zwei Kuchen drin.«

3. Kapitel

I

»Tante hatte heute nacht zweiten Schlaganfall. Kein Grund zu augenblicklicher Beunruhigung, glaube aber, Sie sollten herkommen, Lord.«

II

Elinor hatte sofort nach Erhalt des Telegramms Roddy angerufen, und nun saßen sie miteinander in dem Zug nach Hunterbury.

In der Woche, die seit ihrem Besuch vergangen war, hatte Elinor Roddy nur wenig gesehen. Bei den zwei kurzen Gelegenheiten, da sie sich getroffen hatten, hatte eine seltsame Spannung zwischen ihnen geherrscht. Roddy hatte ihr Blumen geschickt – einen großen Strauß langstieliger Rosen. Das war etwas Ungewöhnliches bei ihm. Bei dem Abendessen, das sie miteinander eingenommen hatten, schien er aufmerksamer als sonst, berücksichtigte bei der Auswahl von Speisen und Getränken mehr denn je ihren Geschmack und half ihr außergewöhnlich eifrig bei dem Aus- und Anziehen ihres Mantels. Es war ein wenig, dachte Elinor, als spiele er eine Rolle in einem Stück – die Rolle des liebevollen Bräutigams ... Dann hatte sie sich aber gesagt:

»Sei nicht blöd! Es ist alles in Ordnung ... Du bildest dir Sachen ein! Das kommt alles von deinem Alleinherrscher-Drang.« Ihre Art ihm gegenüber war vielleicht noch eine Idee ferner und kühler gewesen als sonst.

Doch nun, bei dieser plötzlichen Erschütterung, war die Spannung verschwunden, und sie sprachen ganz natürlich miteinander.

Roddys Stimme klang bedrückt: »Arme alte Tante! So gut ging es ihr, als wir bei ihr waren!«

»Es tut mir entsetzlich leid um sie. Ich weiß, wie sie überhaupt das Kranksein haßte, und jetzt wird sie noch viel hilfloser werden, das wird ihr einfach schrecklich sein! Man hat wirklich das Gefühl, Roddy, daß man die Menschen erlösen sollte – wenn sie es selbst wirklich wünschen.«

»Da stimme ich zu, es ist die einzig humane Behandlung.

Tiere befreit man doch auch von ihrem Schmerz. Ich vermute, bei Menschen tut man es nur deshalb nicht, weil, wie die menschliche Natur nun einmal beschaffen ist, Kranke um ihres Geldes willen von ihren lieben Verwandten aus dem Wege geräumt würden – wenn es vielleicht gar nicht so schlimm um sie stünde.«

»Es läge natürlich in den Händen des Arztes.«

»Ein Arzt könnte auch ein Schuft sein.«

»Einem Menschen wie Dr. Lord könnte man vertrauen.«

Roddy sagte nachlässig:

»Ja, er scheint ein redlicher Mensch zu sein. Netter Kerl.«

III

Dr. Lord beugte sich über das Bett. Schwester O'Brien stand hinter ihm. Er bemühte sich angestrengt, die verschwommenen Laute zu verstehen, die aus dem Mund seiner Patientin kamen.

»Ja, ja. Regen Sie sich nicht auf. Nehmen Sie sich Zeit. Heben Sie nur die rechte Hand, wenn Sie ›ja‹ meinen. Etwas quält Sie?« Er erhielt das bejahende Zeichen.

»Etwas Dringendes? Ja. Etwas, das geschehen soll? Jemand soll geholt werden? Fräulein Carlisle? Und Herr Welman? Sie sind schon auf dem Weg.«

Wieder versuchte Frau Welman zu sprechen. Dr. Lord lauschte aufmerksam.

»Die wollten Sie auch haben, aber das meinten Sie nicht?

Jemand anderen? Verwandte? Nein? Etwas Geschäftliches? Ich verstehe, etwas, das mit Geld zu tun hat? Rechtsanwalt? Das ist richtig, nicht wahr? Sie wollen Ihren Rechtsanwalt sprechen?

Wollen ihn mit etwas beauftragen? Nun, nun – ist schon in Ordnung. Seien Sie nur ruhig. Zeit genug. Was wollen Sie sagen - Elinor?« Er fing den gestammelten Namen auf. »Sie weiß, welchen Rechtsanwalt? Und sie wird es mit ihm abmachen? Gut.

Sie wird in einer halben Stunde hier sein. Ich werde ihr sagen, was Sie wünschen, und komme dann mit ihr herauf, und wir bringen es in Ordnung. Also, jetzt quälen Sie sich nicht mehr, überlassen Sie alles mir. Ich werde sehen, daß alles so gemacht wird, wie Sie es wünschen.«

Er beobachtete noch einen Augenblick, wie sie sich entspannte, dann ging er leise hinaus auf den Vorplatz.

Schwester O'Brien folgte ihm. Schwester Hopkins kam gerade die Treppe herauf. Er nickte ihr zu. Sie sagte atemlos:

»Guten Abend, Herr Doktor.«

»Guten Abend, Schwester.«

Er ging mit den beiden nebenan in Schwester O'Briens Zimmer und gab ihnen Verhaltensmaßregeln, Schwester Hopkins sollte über Nacht dableiben und sich mit Schwester O'Brien die Pflege teilen.

»Morgen muß ich mich um eine zweite Pflegerin umsehen, die hier wohnen kann. Zu dumm, diese Diphtherie-Epidemie drüben in Stamford; da herrscht jetzt schon Mangel an Pflegerinnen.«

Nachdem er seine Anordnungen gegeben, ging er hinunter, um die Nichte und den Neffen zu empfangen, die nun jeden Moment eintreffen mußten.

In der Halle begegnete er Mary Gerrard; sie sah blaß und geängstigt aus und fragte:

»Geht es ihr besser?«

»Ich kann ihr eine ruhige Nacht verschaffen – das ist alles, was getan werden kann.«

Mary sagte bekümmert:

»Es scheint einem so grausam – so ungerecht -«

Er nickte teilnehmend.

»Ja, es scheint manchmal so. Ich glaube -«

Er brach ab. »Da ist das Auto.«

Er ging hinaus in die Halle, und Mary lief hinauf.

Elinor rief, als sie ins Wohnzimmer trat:

»Steht es sehr schlimm?«

Roddy sah blaß und besorgt aus.

»Ich fürchte, Sie werden erschrecken«, sagte Dr. Lord ernst.

»Sie ist schwer gelähmt, ihre Sprache kaum verständlich.

Übrigens quält sie etwas Bestimmtes. Es hat mit ihrem Rechtsanwalt zu tun. Wissen Sie, wer es ist, Fräulein Carlisle?«

»Herr Seddon – in Bloomsbury Square. Aber zu dieser Zeit am Abend wird er nicht dort sein, und seine Privatadresse kenne ich nicht.«

»Nun, morgen wird noch Zeit genug sein. Aber ich möchte Frau Welman so bald wie möglich beruhigen. Wenn Sie jetzt mit mir heraufkommen wollen, Fräulein Carlisle, so wird uns das gemeinsam gelingen, denke ich.«

»Natürlich, ich komme gleich mit.«

Roddy sagte hoffnungsvoll:

»Mich brauchen Sie nicht?«

Er schämte sich ein wenig vor sich selbst, aber er hatte eine nervöse Scheu, ins Krankenzimmer zu gehen, Tante Laura dort sprachlos und hilflos liegen zu sehen.

Dr. Lord beruhigte ihn sofort.

»Nicht im geringsten, Herr Welman. Es ist besser, wenn nicht zu viele Leute im Zimmer sind.«

Roddys Erleichterung war offensichtlich.

Dr. Lord und Elinor gingen hinaus. Schwester O'Brien war bei der Patientin.

Laura Welman lag schwer atmend wie in einer Betäubung.

Elinor blickte ergriffen auf das verzerrte Gesicht nieder.

Plötzlich zuckte Frau Welmans rechtes Auge und öffnete sich.

Eine schwache Veränderung zeigte sich auf ihrem Gesicht, als sie Elinor erkannte.

Sie versuchte zu sprechen.

»Elinor ...« Das Wort wäre für jeden unverständlich gewesen, der nicht erraten konnte, was sie sagen wollte.

Elinor beugte sich über sie:

»Ja, da bin ich, Tante Laura. Du willst etwas? Du möchtest, daß ich Herrn Seddon holen lasse?«

Wieder einer dieser heiseren, rauhen Töne. Elinor erriet seine Bedeutung.

»Mary Gerrard?«

Langsam und zitternd bewegte sich die rechte Hand bejahend.

Ein längerer gurgelnder Ton kam von den Lippen der Kranken.

Dr. Lord und Elinor strengten sich vergeblich an. Wieder und wieder ertönte es. Endlich erhaschte Elinor ein Wort.

»Versorgung? Du willst in deinem Testament für sie sorgen?

Du willst, daß sie etwas Geld bekommt? Ich verstehe, liebe Tante Laura. Das wird ganz einfach sein. Herr Seddon wird morgen herkommen, und alles soll genauso geschehen, wie du es wünschst.« Die Leidende schien erleichtert. Der gequälte Ausdruck schwand aus ihrem flehenden Auge. Elinor faßte nach ihrer Hand und fühlte einen schwachen Druck von ihren Fingern.

Frau Welman brachte mit großer Anstrengung heraus: »Du alles – du ...«

»Ja, ja, überlaß nur alles mir. Ich werde aufpassen, daß alles, was du willst, getan wird!«

Sie fühlte wieder den Druck der Finger, dann gaben sie nach, die Augenlider sanken herab und schlossen sich.

Dr. Lord legte die Hand auf Elinors Arm und zog sie sanft aus dem Zimmer. Schwester O'Brien nahm ihren Platz neben dem Bett wieder ein.

Draußen auf dem Vorplatz redete Mary Gerrard mit Schwester Hopkins. Sie trat hastig vor.

»Ach, Dr. Lord, kann ich zu ihr hineingehen, bitte?«

Er nickte.

»Verhalten Sie sich aber ganz ruhig und stören Sie sie nicht.«

Mary ging ins Krankenzimmer.

Dr. Lord wandte sich zu Elinor:

»Ihr Zug hatte Verspätung. Sie -« Er hielt inne.

Elinor hatte den Kopf gewandt, um Mary nachzusehen.

Plötzlich bemerkte sie sein jähes Verstummen. Sie wandte den Kopf und schaute ihn fragend an. Er starrte sie mit einem erschrockenen Ausdruck an. Das Blut stieg Elinor in die Wangen. Sie murmelte hastig:

»Entschuldigen Sie; was sagten Sie eben?«

Peter Lord sagte langsam: »Was ich sagte? Ich weiß nicht mehr. Fräulein Carlisle, Sie waren da drinnen großartig!« Er sprach mit Wärme. »Rasch im Verstehen, beruhigend, alles, wie es sein sollte.«

»Arme Tante Laura! Es hat mich erschüttert, sie so zu sehen.«

»Natürlich. Aber Sie haben es nicht gezeigt. Sie müssen große Selbstbeherrschung haben.«

Elinor sagte mit strengen Lippen:

»Ich habe gelernt, meine – Gefühle nicht zu zeigen.«

»Trotzdem – die Maske muß gelegentlich abgleiten.«

Schwester Hopkins war ins Badezimmer gegangen. Elinor sagte, ihn voll ansehend, die zarten Augenbrauen gehoben:

»Die Maske?«

Dr. Lord sagte: »Das menschliche Antlitz ist mehr oder weniger nichts anderes als eine Maske.«

»Und darunter?«

»Darunter steckt der primitive Mensch.«

Sie wandte sich rasch ab und ging voraus die Treppe hinunter.

Peter Lord folgte, ein wenig verwirrt und ungewöhnlich ernst.

Roddy kam ihnen in der Halle entgegen.

»Nun?« fragte er besorgt.

»Arme Tante! Es ist sehr traurig, sie zu sehen ... Ich ginge nicht hinein an deiner Stelle, Roddy – bis – bis – sie nach dir verlangt.«

»Wünschte sie etwas Besonderes?« fragte Roddy.

Peter Lord sagte zu Elinor:

»Ich muß jetzt gehen. Für den Augenblick kann ich nichts mehr tun. Morgen früh schaue ich herein. Auf Wiedersehen, Fräulein Carlisle. Nehmen Sie sich's nicht sehr zu Herzen!«

Er hielt ihre Hand ein paar Sekunden lang in der seinen. In seinem Händedruck lag etwas seltsam Beruhigendes und Tröstliches. Er sah sie etwas merkwürdig an, dachte Elinor, so, als täte sie ihm leid. Als sich die Tür hinter dem Arzt schloß, wiederholte Roddy seine Frage, und Elinor erklärte.

»Tante Laura macht sich Sorgen über – über gewisse geschäftliche Dinge. Es gelang mir, sie zu beruhigen, indem ich ihr sagte, daß Herr Seddon morgen bestimmt herkommen würde.

Wir müssen ihm gleich früh telefonieren.«

»Will sie ein neues Testament machen?«

»Gesagt hat sie es nicht.«

»Was hat sie – -?«

Er hielt inmitten seiner Frage inne.

Mary Gerrard kam die Treppe heruntergelaufen. Sie durchquerte die Halle und verschwand hinter der Tür nach den Wirtschaftsräumen.

Elinor sagte mit rauher Stimme:

»Ja? Was wolltest du fragen?«

Roddy murmelte zerstreut:

»Ich – was? Ich hab es vergessen.«

Er starrte auf die Tür, durch die Mary Gerrard gegangen war.

Elinors Hände schlossen sich. Sie fühlte, wie sich ihre langen, spitzen Nägel in ihr Fleisch bohrten.

Sie dachte:

»Ich kann's nicht ertragen – ich kann's nicht ertragen ... es ist nicht Einbildung ... Es ist wahr ...

Roddy – Roddy, ich kann dich nicht verlieren ...«

Und sie dachte:

»Was hat jener Mann – der Doktor – was hat er in meinem Gesicht gesehen? Er sah etwas ... O Gott, wie furchtbar das Leben ist – so etwas zu fühlen, wie ich jetzt fühle. Sag doch etwas, du Närrin! Reiß dich zusammen!«

Laut sagte sie mit ihrer ruhigen Stimme:

»Ja, wegen des Essens, Roddy. Ich bin nicht sehr hungrig. Ich bleibe bei Tante Laura, und die Schwestern können beide heruntergehen.«

Roddy sah sie betroffen an: »Und mit mir essen?«

Elinors Stimme war kalt: »Sie werden dich nicht beißen!«

»Aber was ist mit dir? Du mußt doch auch etwas essen!

Warum essen wir nicht zuerst, und sie können nachher drankommen?«

»Nein, auf die andere Art ist es besser«, und sie fügte hinzu:

»Sie sind so empfindlich, weißt du.«

Sie dachte: »Ich kann nicht eine ganze Mahlzeit allein mit ihm dasitzen – reden – mich benehmen wie sonst ...«

Und sie sagte ungeduldig:

»Ach, laß mich doch die Dinge einteilen, wie ich will!«

4. Kapitel

I

Elinor wurde am nächsten Morgen nicht von dem Hausmädchen geweckt; es war Frau Bishop, die bitterlich weinend hereinkam.

»Oh, Fräulein Elinor, sie ist tot ...«

»Was?«

Elinor setzte sich im Bett auf.

»Ihre liebe Tante, Frau Welman. Meine geliebte Herrin! Sie ist im Schlaf dahingegangen.«

»Tante Laura? Tot?«

Elinor starrte sie an, sie schien unfähig, es zu begreifen.

Frau Bishop weinte immer stärker.

»Wenn man denkt«, schluchzte sie, »nach all diesen Jahren!

Achtzehn Jahre bin ich nun da! Aber es kommt mir gar nicht so vor ...«

»Also im Schlaf ist Tante Laura gestorben – ganz friedlich ...

Welcher Segen für sie!«

Frau Bishop weinte.

»So plötzlich! Der Doktor sagte noch, er kommt früh wieder, und alles ganz so wie sonst!«

Elinor sagte etwas scharf:

»Es war nicht gerade plötzlich. Schließlichs war sie ja längere Zeit krank. Ich danke Gott, daß ihr mehr Leiden erspart wurden.«

Frau Bishop nickte unter Tränen, daß man dafür wirklich Gott danken müsse, und fügte hinzu:

»Wer wird es Herrn Roderick sagen?«

»Ich will es tun«, murmelte Elinor.

Sie warf einen Schlafrock über, ging zu seiner Tür und pochte.

Seine Stimme antwortete: »Herein.«

Sie trat ein.

»Tante Laura ist tot, Roddy. Sie starb im Schlaf.«

Roddy, der sich aufgesetzt hatte, seufzte tief auf.

»Arme, liebe Tante Laura! Gott sei Dank, möchte ich sagen, ich hätte es kaum ertragen, sie noch länger in dem Zustand zu sehen, in dem sie gestern war.« – Elinor fragte mechanisch:

»Ich wußte nicht, daß du sie gesehen hast?«

Er nickte etwas geniert.

»Die Wahrheit ist, Elinor, ich fühlte mich so schrecklich feig, weil ich dem ausgewichen war. So ging ich gestern abend noch hinein. Die Schwester, die dicke, verließ das Zimmer – ich glaube, mit einer Wärmflasche – und ich schlüpfte hinein. Sie wußte nicht, daß ich dort war, natürlich. Ich stand nur eine Weile und schaute sie an. Dann, als ich die Schwester herauftappen hörte, glitt ich hinaus. Aber es war – nun, schrecklich!«

»Ja, das war es.«

»Es wäre eine fürchterliche Qual für sie gewesen – jede einzelne Minute lang!«

»Ich weiß.«

»Es ist wunderbar – die Art, wie du und ich die Dinge immer vom gleichen Standpunkt sehen.«

»Ja, wirklich.« – Roddys Stimme klang erleichtert:

»Wir empfinden beide genau dasselbe in diesem Augenblick: nichts als Dankbarkeit, daß sie erlöst ist ...«

II

Schwester O'Brien fragte:

»Was ist denn, Schwester? Suchen Sie etwas?«

Schwester Hopkins durchsuchte etwas aufgeregt mit gerötetem Gesicht das kleine Kofferchen, das sie am vorhergehenden Abend in der Halle abgestellt hatte. Sie brummte:

»Zu ärgerlich! Wie mir das passieren konnte, kann ich mir nicht vorstellen!«

»Was ist es denn?«

Schwester Hopkins erwiderte nicht sehr klar:

»Elisa Rykin – die mit dem Sarkom, wissen Sie – bekommt immer doppelte Injektionen – früh und abends – Morphium. Ich gab ihr gestern abend auf meinem Weg hierher die letzte Tablette im alten Röhrrchen und hätte schwören können, daß ich das neue Röhrrchen auch hier drinnen hatte.«

»Schauen Sie noch einmal; diese Röhrrchen sind ja so klein.«

Schwester Hopkins wühlte nochmals den Inhalt des Köfferchens durch.

»Nein, es ist nicht da! Ich muß es doch in meinem Schrank gelassen haben! Ich dachte wirklich, mich auf mein Gedächtnis besser verlassen zu können; ich hätte schwören können, ich habe es mitgenommen!«

»Sie haben den Koffer nicht irgendwo stehengelassen auf Ihrem Weg hierher?«

»Natürlich nicht!« Schwester Hopkins' Stimme klang scharf.

»Nun dann, meine Liebe«, sagte Schwester O'Brien, »dann muß es ja in Ordnung sein?«

»Ach ja! Der einzige Ort, wo ich den Koffer niederstellte, war hier in der Halle, und hier würde doch niemand etwas nehmen!

Nur mein dummes Gedächtnis ist schuld. Aber es ärgert mich, das verstehen Sie, Schwester. Außerdem muß ich jetzt erst ans andere Ende des Dorfes nach Hause gehen und dann wieder zurück.«

»Hoffentlich werden Sie nicht nach dem gestrigen Abend einen zu anstrengenden Tag haben, meine Liebe. Arme alte Dame! Ich dachte es mir, daß es nicht mehr lange dauern würde.«

»Ich auch. Ich vermute, der Doktor wird überrascht sein.«

Schwester O'Brien erklärte mit einem Anflug von Mißbilligung:

»Er ist immer so hoffnungsvoll in seinen Fällen!«

»Ah, er ist jung! Er hat nicht unsere Erfahrung.«

Mit welchem düsterem Ausspruch Schwester Hopkins entschwand.

III

Dr. Lord hob sich auf den Zehen, seine sandfarbenen Augenbrauen zogen sich so weit in die Stirn hinauf, daß sie beinahe sein Haar berührten.

Er sagte überrascht: »Gestorben ist sie – wie?«

»Ja, Herr Doktor.«

Auf Schwester O'Briens Zunge brannten Einzelheiten darauf, erzählt zu werden, jedoch sie wartete mit strenger Disziplin.

Peter Lord wiederholte nachdenklich: »Gestorben -?«

Er stand noch in Nachdenken versunken ein paar Minuten da, dann befahl er scharf:

»Holen Sie mir kochendes Wasser.«

Schwester O'Brien war erstaunt und kannte sich nicht aus, jedoch getreu dem Geiste ihrer Spitals-Abrichtung gehorchte sie schweigend. Hätte ihr ein Arzt befohlen, die Haut eines Alligators zu holen, hätte sie automatisch gemurmelt: »Ja, Herr Doktor«, und wäre gehorsam aus dem Zimmer geglitten, um die Sache anzugehen.

IV

Roderick Welman fragte:

»Wollen Sie damit sagen, daß meine Tante ohne Testament gestorben ist – daß sie überhaupt nie

ein Testament gemacht hat?«

Herr Seddon putzte sein Augenglas. Er nickte:

»Das scheint der Fall zu sein.«

Roddy murmelte: »Aber das ist außerordentlich!«

Herr Seddon hustete entschuldigend.

»Nicht so außerordentlich, wie Sie sich vielleicht vorstellen.

Es passiert öfter, als man glauben möchte. Es ist eine Art Aberglauben dabei. Die Leute denken, sie haben noch eine Menge Zeit; die bloße Tatsache, daß sie ein Testament machen, scheint ihnen die Möglichkeit des Todes näherzubringen. Sehr sonderbar – aber so ist es!«

»Haben Sie ihr nie Vorstellungen über die Sache gemacht?«

Herr Seddon erwiderte trocken: »Häufig.«

»Und was sagte sie?«

»Die üblichen Dinge. Daß noch Zeit genug sei! Daß sie nicht die Absicht habe, schon zu sterben! Daß sie sich noch nicht genau entschlossen habe, wie sie über ihr Geld verfügen solle !«

»Aber nach ihrem ersten Schlaganfall – -?« fragte Elinor.

Herr Seddon schüttelte den Kopf.

»O nein, da war es noch schlimmer; da wollte sie gar nichts von der Sache hören!«

»Das ist doch wirklich höchst merkwürdig?«

Herr Seddon sagte wieder:

»O nein. Ihre Krankheit machte sie natürlich noch ängstlicher.«

»Aber sie wollte ja sterben ...«

Herr Seddon wischte an seinen Augengläsern herum:

»Ach, mein liebes Fräulein Elinor, der menschliche Sinn ist ein sehr merkwürdiger Mechanismus. Frau Welman mag geglaubt haben, daß sie sterben wolle, doch neben diesem Gefühl ging die Hoffnung einher, daß sie wieder ganz gesunden werde. Und wegen dieser Hoffnung glaube ich, fürchtete sie, daß es ihr Unglück bringen könnte, wenn sie ein Testament mache.

Es war nicht so sehr, daß sie keines machen wollte, als daß sie es ewig aufschob. – Sie wissen doch«, fuhr Herr Seddon fort, sich plötzlich auf beinahe persönliche Art an Roddy wendend, »wie man eine Sache aufschiebt und vermeidet, die einem unangenehm ist – die einem gegen den Strich geht?«

Roddy wurde rot.

»Ja, ich – ich – ja natürlich. Ich weiß, was Sie meinen.«

»Richtig«, nickte Herr Seddon. »Frau Welman beabsichtigte immer, ein Testament zu machen, aber morgen war immer ein besserer Tag dafür als heute! Sie sagte sich fortwährend, daß noch Zeit genug war.«

Elinor sagte langsam:

»Deshalb war sie gestern abend so aufgeregt – in einer förmlichen Panik, daß man um Sie schicken soll ...«

Herr Seddon erwiderte:

»Zweifellos!«

»Und was geschieht jetzt?«

»Mit Frau Welmans Vermögen?« Der Rechtsanwalt hustete.

»Da Frau Welman ohne Testament starb, fällt ihr gesamtes Vermögen an ihre nächste Verwandte – das ist an Fräulein Elinor Carlisle.«

»Alles an mich?«

»Die Krone bekommt einen gewissen Prozentsatz«, erklärte Herr Seddon. Er ging auf Einzelheiten

ein und schloß:

»Frau Welmans Geld war ihr unbeschränktes Eigentum, über das sie ganz nach Belieben verfügen konnte. Nur die Erbesteuer hm – wird ziemlich groß sein, fürchte ich, jedoch bleibt auch nach deren Bezahlung noch ein bedeutendes Vermögen, das in sicheren Papieren angelegt ist.«

»Aber Roderick – -«

Herr Seddon hüstelte verlegen:

»Herr Welman ist nur der Neffe von Frau Welmans Mann, es besteht keine Blutsverwandtschaft.«

»Richtig«, sagte Roddy.

»Natürlich liegt nicht viel daran, wer von uns es bekommt, da wir ja heiraten werden.«

Elinor schaute Roddy bei diesen Worten nicht an.

Nun war Herr Seddon an der Reihe zu sagen: »Richtig!«

Er sagte es ziemlich rasch.

V

»Es liegt doch nichts daran, wie?« fragte Elinor.

Sie sprach in fast entschuldigendem Tone.

Herr Seddon war abgereist.

Roddys Gesicht zuckte nervös. »Es ist ganz recht, daß du es bekommst, es gebührt dir. Um Himmels willen, Elinor, setz dir's nicht in den Kopf, daß ich es dir mißgönne. Ich brauche das verdammte Geld nicht!«

Elinor sagte mit etwas unsicherer Stimme:

»Wir kamen doch in London überein, Roddy, daß nichts daran läge, wer von uns es wäre, da – da wir doch heiraten wollten ...?«

Er antwortete nicht, und sie beharrte:

»Erinnerst du dich nicht, das gesagt zu haben, Roddy?«

»Ja.«

Er blickte auf seine Füße nieder. Sein Gesicht war blaß und finster, und Schmerz lag in den gespannten Linien um seinen sensiblen Mund.

Elinor sagte, plötzlich tapfer den Kopf hebend:

»Es liegt nichts daran – wenn wir heiraten ... Aber werden wir es tun, Roddy?«

»Werden wir was?«

»Werden wir einander heiraten?«

»Ich habe das angenommen.«

Sein Ton war gleichgültig mit einer leisen Schärfe. Er fuhr fort: »Natürlich, Elinor, wenn du jetzt andere Pläne hast ...«

»Ach, Roddy, kannst du nicht ehrlich sein?«

Er zuckte zusammen.

Dann sagte er mit leiser, verwirrter Stimme:

»Ich weiß nicht, was mit mir geschehen ist ...«

Elinor sagte mit erstickter Stimme:

»Ich weiß es ...«

»Vielleicht ist es wahr, das! Mir gefällt der Gedanke nicht recht, daß ich vom Geld meiner Frau leben soll ...«

Elinor sagte mit blassem Gesicht:

»Es ist nicht das ... Es ist etwas anderes ...«

Sie zögerte, dann sagte sie: »Es ist Mary, nicht wahr?«

Roddy murmelte unglücklich:

»Nun – ja. Woher weißt du es?«

Elinors Mund verzog sich zu einem gezwungenen Lächeln:

»Es ist nicht schwer ... Jedesmal, wenn du sie ansiehst – steht es in deinem Gesicht geschrieben – für jeden, der es lesen will ...«

Plötzlich brach seine Fassung zusammen.

»Ach, Elinor, ich weiß nicht, was mit mir los ist! Ich glaube, ich werde verrückt! Es geschah, als ich sie an jenem ersten Tag im Wald sah ... ihr Gesicht – es – es – hat alles in mir auf den Kopf gestellt. Du kannst das nicht verstehen ...«

»Doch. Ich verstehe. Weiter.«

Roddy sagte hilflos:

»Ich wollte mich nicht in sie verlieben ... Ich war ganz glücklich mit dir. Ach, Elinor, was für ein Schuft bin ich, so zu dir zu reden -«

»Unsinn. Fahre fort. Sag mir ...«

Er stammelte: »Du bist großartig ... Mit dir zu reden, hilft einem schon wunderbar. Ich hab dich so schrecklich gern, Elinor! Das mußt du mir glauben, das andere ist wie eine Verzauberung! Es stößt alles um: meine Lebensanschauung meine Freude an den Dingen – und – all die geordneten, vernünftigen Dinge ...«

»Liebe – ist nicht sehr vernünftig ...«

Roddy sagte ganz unglücklich:

»Nein ...«

Elinors Stimme zitterte ein wenig:

»Hast du ihr etwas gesagt?«

»Heute früh – wie ein Narr – ich habe den Kopf verloren – -.

Natürlich – verbot sie mir sogleich den Mund! Sie war entrüstet, wegen Tante Laura und – wegen dir – -«

Elinor zog den Diamantring vom Finger.

»Da, nimm ihn zurück, Roddy.«

Als er ihn nahm, murmelte er, ohne sie anzusehen:

»Elinor, du hast keine Ahnung, wie schlecht ich mir vorkomme.«

Elinor fragte mit ihrer ruhigen Stimme:

»Glaubst du, sie wird dich heiraten?«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich habe keine Ahnung. Nicht so bald jedenfalls. Ich glaube nicht, daß sie mich jetzt gern hat; aber vielleicht gewinnt sie mich lieb ...«

»Ich glaube, du hast recht. Du mußt ihr Zeit lassen, sie eine Zeitlang nicht sehen, und dann – neu anfangen.«

»Liebste Elinor! Du bist der beste Freund, den man haben kann!« Er nahm plötzlich ihre Hand und küßte sie. »Du weißt, Elinor, ich liebe dich doch – genauso sehr wie je! Manchmal scheint Mary nur wie ein Traum, aus dem ich erwachen könnte und finden, daß sie nicht da ist ...«

Elinor sagte:

»Wenn Mary nicht da wäre ...«

»Manchmal wünsche ich das ... Du und ich, Elinor, wir gehören zueinander. Wir gehören doch zueinander, nicht?«

Langsam neigte sie den Kopf.

Sie sagte: »O ja – wir gehören zueinander.«

Und sie dachte: »Wenn Mary nicht da wäre ...«

5. Kapitel

I

Schwester Hopkins war bewegt:

»Es war ein wunderschönes Begräbnis!«

Schwester O'Brien erwiderte:

»Ja, wirklich. Und die Blumen! Haben Sie je so herrliche Blumen gesehen? Eine Harfe aus weißen Lilien war dabei und ein Kreuz aus gelben Rosen. Wundervoll!«

Schwester Hopkins seufzte und nahm sich noch von dem guten Teekuchen. Die beiden Pflegerinnen saßen im Kaffeehaus.

Schwester Hopkins fuhr fort:

»Fräulein Carlisle ist ein generöses Mädchen. Sie gab mir ein schönes Geschenk, dabei hatte sie keinen besonderen Grund dafür.«

»Sie ist ein nobles, nettes Mädchen«, stimmte Schwester O'Brien warm zu. »Knauserei hasse ich.«

»Nun, sie erbt auch ein sehr großes Vermögen.«

»Ich möchte wissen ...« Schwester O'Brien hielt inne.

Schwester Hopkins fragte aufmunternd: »Ja?«

»Es war merkwürdig, daß die alte Dame kein Testament machte.«

»Es war unrecht«, sagte Schwester Hopkins scharf. »Die Leute sollten gezwungen werden dazu! Es entstehen nur Unannehmlichkeiten, wenn sie keins machen.«

»Ich zerbreche mir den Kopf, wie sie ihr Geld hinterlassen hätte, wenn sie ein Testament gemacht hätte?«

Schwester Hopkins sagte fest:

»Eines ist sicher.«

»Das ist?«

»Sie hätte eine Summe Geldes Mary hinterlassen – Mary Gerrard.«

»Ja, das ist auch wahr«, stimmte die andere zu und fügte erregt hinzu: »Habe ich Ihnen nicht erzählt, in welchem Zustand die Arme an jenem Abend war, wo der Doktor sein Bestes tat, um sie zu beruhigen? Fräulein Elinor hielt ihre Tante an der Hand und schwor beim Allmächtigen Gott«, sagte Schwester O'Brien, mit der ihre irische Einbildungskraft plötzlich durchging, »daß nach dem Rechtsanwalt geschickt und alles nach Wunsch geregelt werden sollte. ›Mary! Mary!‹ sagte die arme alte Dame. ›Meinst du Gerrard?‹ sagte Fräulein Elinor und schwor sofort, daß Mary zu ihrem Recht kommen sollte!«

»War es wirklich so?«

»So war es, und ich sage Ihnen meine Meinung, Schwester Hopkins: Wenn Frau Welman dazugekommen wäre, dieses Testament zu machen, so hätte es wahrscheinlich eine große Überraschung für alle gegeben! Wer weiß, ob sie nicht jeden Pfennig, den sie besaß, Mary Gerrard

hinterlassen hätte!«

Schwester Hopkins fragte zweifelnd:

»Das glaube ich doch nicht. Ich glaube kaum, daß man sein Geld jemand anderem als seinem Fleisch und Blut vermacht.«

»Es gibt Fleisch und Blut und Fleisch und Blut«, sagte Schwester O'Brien orakelhaft.

Schwester Hopkins reagierte augenblicklich:

»Was meinen Sie damit?«

Schwester O'Brien sagte würdevoll:

»Ich bin keine Klatschbase! Und ich sage Toten nichts nach.«

Schwester Hopkins nickte langsam und sagte:

»Das ist recht. Da stimme ich ganz mit Ihnen überein. Je weniger man redet, desto besser.«

Sie füllte die Teekanne nach.

»Haben Sie übrigens dieses Röhrchen mit Morphium gefunden, als Sie nach Hause kamen?«

Schwester Hopkins runzelte die Stirn:

»Nein. Ich kann mir nicht vorstellen, was daraus geworden ist.

Es könnte höchstens so gewesen sein: ich kann es auf den Rand des Kaminsimses gelegt haben, wie ich das oft tue, während ich den Schrank zusperre, und da kann es herabgerollt und in den Papierkorb gefallen sein, der, als ich das Haus verließ, in den Kehrichtbehälter entleert wurde.«

Sie machte eine Pause. »Es muß auf diese Art geschehen sein, sonst wüßte ich nicht, was daraus geworden sein sollte.«

»Ja«, sagte Schwester O'Brien. »Ja, meine Liebe, so muß es gewesen sein. Sie haben ja nicht Ihr Köfferchen irgendwo anders herumstehen lassen – nur in der Halle von Hunterbury –, also scheint mir Ihre Vermutung richtig; das Röhrchen ist in den Kehrichtbehälter gekommen.«

»Richtig«, nickte Schwester Hopkins eifrig. »Es könnte doch nicht anders gewesen sein, wie?«

Sie nahm noch ein Stück Kuchen: »Es ist nicht, als hätte ...«

Die andere stimmte rasch zu – vielleicht ein wenig zu rasch.

»Ich an Ihrer Stelle würde mir keine Sorgen mehr darüber machen«, sagte sie gemütlich.

»Ich mache mir auch keine Sorgen ...«

II

Jung und streng in ihrem schwarzen Kleid saß Elinor vor Frau Welmans massivem Schreibtisch in der Bibliothek.

Verschiedene Papiere lagen vor ihr ausgebreitet. Sie hatte mit den Dienstleuten und Frau Bishop gesprochen. Nun betrat Mary Gerrard das Zimmer und zögerte einen Augenblick an der Tür.

»Sie wollten mich sprechen, Fräulein Elinor«, sagte sie.

Elinor sah auf.

»Ach ja, Mary. Kommen Sie her und setzen Sie sich, ja?«

Mary kam und setzte sich auf den Stuhl, auf den Elinor deutete.

Er war ein wenig dem Fenster zugewendet, und das Licht fiel auf ihr Gesicht, zeigte die blendende Reinheit ihrer Haut und brachte das helle Gold des Haares zur Geltung.

Elinor hielt sich eine Hand ein wenig vor das Gesicht, so konnte sie zwischen den Fingern das Gesicht der anderen beobachten.

Sie dachte:

»Ist es möglich, jemanden so zu hassen und es nicht zu zeigen?« Laut sagte sie mit angenehmer,

geschäftsmäßiger Stimme:

»Ich glaube, Sie wissen, Mary, daß meine Tante immer sehr viel Interesse an Ihnen genommen hat und sich auch um Ihre Zukunft gekümmert hätte.«

Mary murmelte leise:

»Frau Welman war immer sehr gut zu mir.«

Elinor fuhr fort, es klang kühl und fern:

»Wenn meine Tante Zeit gehabt hätte, ein Testament zu machen, hätte sie, ich weiß es, gewünscht, mehrere Legate zu hinterlassen. Da sie ohne Testament starb, ruht die Verantwortung, ihre Wünsche zu erfüllen, auf mir. Ich habe mich mit Herrn Seddon beraten, und wir haben nach seinen Ratschlägen ein Verzeichnis der Summen für die Dienerschaft je nach der Länge ihrer Dienstzeit usw. aufgestellt.« Sie machte eine kleine Pause, dann fuhr sie fort. »Sie natürlich kommen nicht ganz in diese Klasse.«

Sie hoffte vielleicht so halb und halb, daß diese Worte einen Stachel enthalten könnten, doch das Gesicht, das sie beobachtete, zeigte keine Veränderung. Mary nahm die Mitteilung nur wörtlich auf und harrete des weiteren.

»Obwohl es für meine Tante schwer war, verständlich zu sprechen, konnte sie doch an diesem letzten Abend ihre Wünsche klarmachen. Sie wollte zweifellos für Ihre Zukunft sorgen.«

»Das war sehr gut von ihr.«

»Ich habe angeordnet, daß Ihnen, sobald die Erblegitimation durchgeführt ist, zweitausend Pfund überwiesen werden – über die Sie vollständig nach Ihrem Belieben verfügen können.« - Mary stieg das Blut ins Gesicht.

»Zweitausend Pfund? Fräulein Elinor, das ist aber gut von Ihnen! Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.«

Elinor sagte kalt: »Es ist nicht besonders gut von mir, und sagen Sie, bitte, gar nichts.«

Mary wurde rot.

»Sie wissen nicht, was das für mich bedeutet«, murmelte sie.

»Das freut mich.«

Elinor zögerte. Sie schaute von Mary weg, nach der anderen Seite des Zimmers. Dann sagte sie mit leiser Anstrengung:

»Haben Sie – haben Sie – irgendwelche Pläne?«

»O ja. Ich werde mich für etwas ausbilden, vielleicht für Massage. Schwester Hopkins hat mir das geraten.«

»Das scheint eine gute Idee. Ich werde mit Herrn Seddon abmachen, daß Sie so bald wie möglich einen Vorschuß bekommen – wenn möglich, sofort.«

»Sie sind sehr, sehr gut, Fräulein Elinor«, sagte Mary dankbar.

»Es war Tante Lauras Wunsch.« Elinor zögerte wieder, dann sagte sie: »Das ist alles, denke ich.«

Dieses Mal drang die ausgesprochene Entlassung in den Worten durch Marys empfindliche Haut. Sie erhob sich, sagte ruhig: »Ich danke Ihnen sehr, Fräulein Elinor«, und verließ das Zimmer.

Elinor saß ganz still und starrte vor sich hin. Ihr Gesicht war vollkommen unbewegt, es verriet nichts von dem, was in ihrem Inneren vorging. Sie saß lange Zeit regungslos ...



Endlich ging Elinor, um Roddy aufzusuchen, den sie im Frühstückszimmer fand. Er stand am

Fenster und schaute hinaus.

Bei Elinors Eintritt wandte er sich jäh um.

Sie zwang sich zu einem Lächeln.

»Jetzt habe ich alles erledigt! Fünfhundert für Frau Bishop sie war so viele Jahre hier. Hundert für die Köchin und je fünfzig für Milly und Anna. Den anderen je fünf Pfund.

Fünfundzwanzig für Stephens, den Obergärtner; und dann ist noch der alte Gerrard im Pförtnerhaus. Für ihn habe ich noch nichts vorgesehen. Es ist schwer. Er wird wohl pensioniert werden müssen, vermute ich?«

Sie hielt inne und fuhr dann eilig fort:

»Ich habe Mary Gerrard zweitausend Übermacht. Meinst du, das ist, was Tante Laura gewünscht hätte? Es schien mir ungefähr die richtige Summe.«

Roddy sagte, ohne sie anzusehen: »Ja, genau das Richtige. Du hast immer ein ausgezeichnetes Urteil, Elinor.«

Er wandte sich wieder dem Fenster zu.

Elinor wartete einen Augenblick, dann begann sie mit stockendem Atem in nervöser Hast zu sprechen, die Worte stürzten ihr fast unzusammenhängend von den Lippen:

»Noch eins: ich möchte – es ist nur gerecht – ich meine, du mußt doch deinen Anteil haben, Roddy.«

Als er sich mit zornigem Gesicht umwandte, fuhr sie hastig fort:

»Nein, hör mich doch an, Roddy! Es ist nur pure Gerechtigkeit! Das Geld, das deinem Onkel gehörte – das er seiner Frau hinterließ – natürlich nahm er an, daß es schließlich dir zufallen würde. Tante Laura beabsichtigte das auch, ich weiß das aus vielen Dingen, die sie sagte. Wenn ich ihr Geld habe, sollst du den Betrag haben, der ihm gehörte – das ist nur recht und billig. Ich – ich kann das Gefühl nicht ertragen, daß ich dich beraubt habe – nur weil Tante Laura davor scheute, ein Testament zu machen. Du mußt – du mußt darin Vernunft annehmen!«

Rodericks langes sensibles Gesicht war totenblaß geworden.

Er sagte: »Mein Gott, Elinor, willst du, daß ich mich als vollkommener Schuft fühle? Glaubst du einen Augenblick, ich könnte – könnte dieses Geld von dir annehmen?«

»Ich schenke es dir ja nicht. Es ist nur in Ordnung.«

»Ich brauche dein Geld nicht!«

»Es ist nicht meines!«

»Es ist deins nach dem Gesetz – und nur darauf kommt es an!

Um Gottes willen, seien wir doch streng geschäftsmäßig! Ich nehme keinen Pfennig von dir. Du sollst nicht die Großmütige gegen mich spielen!«

»Roddy!«

Er machte eine rasche Gebärde.

»Oh, meine Liebe, verzeih! Ich weiß nicht, was ich rede. Ich fühle mich so verwirrt – so gänzlich verloren ...«

Elinor sagte sanft: »Armer Roddy ...«

Er hatte sich wieder abgewandt und spielte mit der Quaste des Vorhangs. Nun sagte er in verändertem, fast kühlem Ton:

»Weißt du, was – Mary Gerrard zu tun beabsichtigt?«

»Sie will sich als Masseurin ausbilden, sagt sie.«

»So, wirklich?«

Ein Schweigen entstand. Elinor richtete sich auf, sie warf den Kopf zurück. Als sie sprach, hatte ihre Stimme plötzlich etwas Zwingendes.

»Roddy, ich möchte, daß du mir aufmerksam zuhörst.«

Er wandte sich ihr leicht überrascht zu.

»Aber natürlich, Elinor.«

»Ich möchte, daß du meinen Rat befolgst.«

»Und was ist dein Rat?«

Elinor sagte ruhig:

»Du bist im Geschäft nicht besonders fest gebunden? Du kannst immer Urlaub haben, nicht?«

»O ja.«

»Dann tue folgendes. Verreise irgendwohin für – sagen wir, drei Monate. Fahre allein. Suche neue Bekanntschaften und schau dir neue Städte an. Sprechen wir ganz offen. In diesem Augenblick glaubst du in Mary Gerrard verliebt zu sein.

Vielleicht bist du es. Aber jetzt ist nicht der Augenblick, dich ihr zu nähern – das weißt du nur zu gut. Unsere Verlobung ist endgültig gelöst. Fahre also weg, als freier Mensch, und nach drei Monaten entschieße dich als freier Mensch. Dann wirst du wissen, ob du Mary wirklich liebst oder ob es nur ein Strohfeuer war. Und wenn du ganz sicher bist, daß du sie wirklich liebst nun, dann komm zurück und sag ihr, daß du deiner Gefühle ganz sicher bist, dann wird sie dir vielleicht Gehör schenken.«

Roddy kam auf sie zu und ergriff ihre Hand.

»Elinor, du bist wundervoll! So klar im Denken! So wunderbar unpersönlich! Nicht eine Spur von Kleinlichkeit oder Armseligkeit ist an dir. Ich bewundere dich mehr, als ich je sagen kann. Ich werde genau das tun, was du vorschlägst.

Fortgehen, mich von allem freimachen – und herausbekommen, ob ich wirklich liebe oder ob ich mich nur selbst zum Narren gehalten habe. Eins weiß ich, daß du immer tausendmal zu gut für mich warst. Gott lohne dir all deine Güte.«

Rasch, impulsiv, küßte er sie auf die Wange und verließ das Zimmer.

Es war vielleicht gut, daß er nicht zurückschaute und ihr Gesicht sah.

IV

Ein paar Tage später teilte Mary Schwester Hopkins ihre guten Aussichten mit.

Die praktische Frau gratulierte ihr wärmstens.

»Das ist ein außerordentliches Glück für Sie, Mary«, sagte sie.

»Die alte Dame mag es ja gut mit Ihnen gemeint haben, aber wenn etwas nicht schwarz auf weiß dasteht, nützen die besten Absichten nichts! Sie hätten leicht gar nichts bekommen können.«

»Fräulein Elinor erzählte, daß Frau Welman ihr am Abend, bevor sie starb, gesagt hatte, sie solle etwas für mich tun.«

Schwester Hopkins gab einen zweifelnden Ton von sich.

»Vielleicht tat sie es. Aber es gibt viele, denen es nachher bequem gewesen wäre, es zu vergessen. Verwandte sind so. Ich habe so manches mit angesehen, kann ich Ihnen sagen. Die Leute sterben und sagen, sie wissen, sie können es ihrem lieben Sohn oder der lieben Tochter überlassen, ihre Wünsche auszuführen. Unter zehnmal finden neunmal der liebe Sohn und die liebe Tochter irgendeinen sehr guten Grund, nichts dergleichen zu tun. Die menschliche Natur ist mal so, niemand trennt sich gern von Geld, wenn er nicht rechtlich dazu gezwungen ist! Ich sag Ihnen, Mary, Sie haben Glück gehabt.

Fräulein Carlisle ist anständiger als die meisten Leute.«

»Und dennoch habe ich – irgendwie – das Gefühl, daß sie mich nicht mag«, murmelte Mary.

»Und mit gutem Grund, kann man sagen«, sagte Schwester Hopkins geradeheraus. »Na, schauen

Sie nicht so unschuldig drein, Mary! Herr Roderick verdreht doch schon einige Zeit die Augen nach Ihnen.«

Mary wurde rot, und Schwester Hopkins fuhr fort: »Ihn hat's arg, meiner Ansicht nach, hat sich Hals über Kopf in Sie verliebt. Wie steht's mit Ihnen, Mädels? Haben Sie ein Gefühl für ihn?«

»Ich – ich weiß nicht, ich glaube nicht. Aber er ist sehr nett, natürlich.«

»Hm«, sagte Schwester Hopkins. »Er wäre nicht nach meinem Geschmack! Er ist einer von den Männern, die launisch und ein Bündel Nerven sind, auch Geschichten mit dem Essen machen.

Männer sind überhaupt nicht viel wert! Übereilen Sie sich nur nicht, meine liebe Mary. Mit Ihrem Äußeren können Sie sich's gestatten, wählerisch zu sein. Schwester O'Brien sagte neulich zu mir, daß Sie zum Film gehen sollten. Blonde sind dort sehr beliebt, habe ich gehört.«

Marys Gedanken waren bereits weitergeschweift.

»Schwester, was, meinen Sie, soll ich meinem Vater gegenüber tun? Er findet, ich sollte ihm etwas von diesem Geld geben.«

»Tun Sie so etwas ja nicht!« Schwester Hopkins' Stimme klang erzürnt. »Frau Welman hat ihm dieses Geld nie zugedacht.

Meiner Meinung nach hätte er seinen Posten schon vor Jahren verloren, wenn Sie nicht gewesen wären. Einen fauleren Menschen hat es nie gegeben!«

»Es ist komisch, daß sie nie ein Testament machte.«

Schwester Hopkins schüttelte den Kopf.

»Die Leute sind so. Sie würden staunen. Immer wird es aufgeschoben!« – »Das scheint mir geradezu dumm!«

Schwester Hopkins fragte mit einem leichten Augenzwinkern:

»Schon selbst ein Testament gemacht, Mary?«

Mary starrte sie an.

»Ach nein.«

»Und doch sind Sie schon über einundzwanzig.«

»Aber ich – ich habe doch nichts zu hinterlassen – das heißt, doch, jetzt schon.«

»Natürlich haben Sie was, eine nette, kleine Summe noch dazu!«

»Ach, schön, es hat keine Eile ...«

»Da haben Sie's«, meinte Schwester Hopkins trocken. »Gerade wie alle ändern! Daß Sie ein gesundes junges Mädchen sind, ist kein Grund, nicht in einem Autobusunglück zerquetscht oder auf der Straße überfahren zu werden.«

Mary lachte:

»Ich weiß nicht einmal, wie man ein Testament macht.«

»Leicht genug. Ein Formular bekommt man auf dem Postamt; holen wir gleich eins.«

Das Formular wurde geholt und auf dem Tisch ausgebreitet.

Die wichtige Sache wurde besprochen. Schwester Hopkins gab sich mit Genuß der Sache hin; ein Testament, dachte sie, war beinahe so aufregend wie ein Todesfall.

»Wer bekäme das Geld, wenn ich kein Testament machen würde?« fragte Mary.

Schwester Hopkins sagte etwas unsicher:

»Ihr Vater vermutlich.«

»Er soll es nicht haben. Ich hinterlasse es lieber meiner Tante in Neuseeland.«

Schwester Hopkins sagte heiter:

»Es würde nicht viel nützen, wenn Sie es Ihrem Vater hinterließen; er lebt ohnehin auf keinen Fall mehr lange.«

Mary hatte Schwester Hopkins zu oft diese Art Urteil fällen gehört, als daß es einen besonderen

Eindruck auf sie gemacht hätte. »Ich weiß aber die Adresse meiner Tante nicht; wir haben seit Jahren nichts von ihr gehört.«

»Das wird, glaube ich, nichts machen. Sie kennen doch ihren Vornamen.«

»Mary. Mary Riley.«

»Dann ist's schon gut. Schreiben Sie einfach: Sie hinterlassen alles Mary Riley, Schwester der verstorbenen Elise Gerrard aus Hunterbury, Maidensford.«

Mary beugte sich über das Formular und schrieb. Als sie zum Ende kam, erschauerte sie plötzlich. Ein Schatten war zwischen sie und die Sonne gekommen. Sie blickte auf und sah Elinor Carlisle, die vor dem Fenster stand und hereinschaute. Elinors Stimme klang kühl wie immer:

»Was tun Sie denn da so emsig!«

»Sie schreibt ihr Testament.« Schwester Hopkins strahlte.

»Macht ihr Testament?« Plötzlich lachte Elinor – es war ein seltsames Lachen – beinahe hysterisch.

»Also Ihr Testament machen Sie, Mary. Das ist komisch. Das ist sehr komisch ...«

Noch immer lachend wandte sie sich und ging rasch die Straße hinunter. – Schwester Hopkins starrte ihr nach.

»Haben Sie je – -? Was ist über sie gekommen?«

V

Elinor hatte kaum ein halbes Dutzend Schritte gemacht – sie lachte noch immer –, als eine Hand von hinten auf ihren Arm fiel. Sie blieb jäh stehen und wandte sich.

Dr. Lord sah ihr gerade ins Gesicht, die Stirn in Falten gelegt.

Er fragte gebieterisch: »Worüber haben Sie gelacht?«

»Wirklich – ich weiß nicht.«

»Das ist eine etwas kindische Antwort!«

Elinor wurde rot.

»Ich denke, ich muß nervös sein – oder so etwas. Ich schaute bei dem Fenster der Bezirkspflegerin hinein und – und da saß Mary Gerrard und schrieb ihr Testament. Das machte mich lachen, ich weiß nicht, warum!«

Lord sagte betont: »Wirklich nicht?«

»Es war dumm von mir – ich sagte Ihnen schon – ich bin nervös.«

»Ich werde Ihnen ein Nervenmittel verschreiben.«

Elinor sagte schneidend: »Wie nützlich!«

Er grinste entwaffnend.

»Ganz nutzlos, ich gebe es zu. Aber es ist das einzige, was man tun kann, wenn einem die Leute nicht sagen wollen, was ihnen fehlt!«

»Mir fehlt gar nichts.«

Peter Lord sagte ruhig: »Ihnen fehlt sehr viel.«

»Meine Nerven sind bis zu einem gewissen Grad angespannt gewesen, vermute ich ...«

»Ich denke, bis zu einem sehr hohen Grad. Aber davon rede ich nicht.« Er machte eine Pause.

»Werden Sie – werden Sie noch lange hierbleiben?«

»Ich reise morgen ab.«

»Sie werden nicht – hier leben?«

Elinor schüttelte den Kopf.

»Nein – nie. Ich denke – ich denke – ich werde das Haus verkaufen, wenn ich ein gutes Angebot

bekomme.«

»Ach so ...«

»Ich muß nun nach Hause.« Elinor streckte ihm die Hand entgegen, Peter Lord nahm sie und hielt sie fest. Er sagte sehr ernst: »Fräulein Carlisle, bitte, sagen Sie mir, was Sie im Sinn hatten, als Sie eben lachten?« – Sie entwand ihm schnell ihre Hand.

»Was sollte ich gedacht haben?«

»Das möchte ich gern wissen.«

Sein Gesicht war ernst und ein wenig unglücklich.

Elinor wurde ungeduldig:

»Es ist mir komisch vorgekommen, das war alles!«

»Daß Mary Gerrard ein Testament machte? Warum? Ein Testament machen ist ein ganz vernünftiger Vorgang. Erspart eine Menge Unannehmlichkeiten. Manchmal natürlich macht es auch Unannehmlichkeiten!«

»Natürlich sollte ein jeder ein Testament machen. Das habe ich nicht gemeint.«

»Frau Welman hätte ein Testament machen sollen.«

Elinor sagte mit Überzeugung:

»Ja, wirklich.«

Das Blut stieg ihr ins Gesicht, und einen Augenblick schwiegen beide. Dann fragte Dr. Lord unvermittelt:

»Wie ist's mit Ihnen?«

»Mit mir?«

»Ja, Sie sagten soeben, jeder sollte ein Testament machen!

Haben Sie es getan?«

Elinor starrte ihn einen Augenblick an, dann lachte sie.

»Wie merkwürdig«, sagte sie. »Nein, ich habe es nicht getan, habe nicht daran gedacht! Ich bin genau wie Tante Laura.

Wissen Sie, Dr. Lord, ich gehe nach Hause und schreibe sofort Herrn Seddon darüber.«

Peter Lord nickte: »Sehr vernünftig.«

VI

In der Bibliothek hatte Elinor eben einen Brief beendet:

»Sehr geehrter Herr Seddon, wollen Sie freundlichst ein Testament aufsetzen, das ich unterzeichnen kann? Ein ganz einfaches. Ich wünsche alles, was ich besitze, Roderick Welman uneingeschränkt zu hinterlassen.

Ihre ergebene Elinor Carlisle.«

Sie schaute auf die Uhr; die Post ging in ein paar Minuten.

Sie öffnete die Schreibtischlade, dann erinnerte sie sich, daß sie heute früh die letzte Briefmarke verbraucht hatte.

Sie glaubte jedoch sicher, noch welche in Ihrem Schlafzimmer zu haben.

Sie ging hinauf. Als sie die Bibliothek mit einer Briefmarke in der Hand wieder betrat, stand Roddy am Fenster. Er wandte sich ihr langsam zu:

»Wir fahren also morgen weg. Gutes altes Hunterbury! Wir haben schöne Zeiten hier verlebt.«

»Macht es dir etwas, daß es verkauft wird?«

»O nein, nein! Ich sehe vollkommen ein, daß es das Beste ist, was du tun kannst.«

Ein Schweigen entstand. Elinor nahm ihren Brief, überflog ihn noch, um zu sehen, ob er in Ordnung war, dann versiegelte sie ihn und klebte die Marke darauf.

6. Kapitel

I

Brief von Schwester O'Brien an Schwester Hopkins, vom 14.

Juli:

»Laborough-Haus.

Liebe Hopkins. – Ich will Ihnen schon seit einigen Tagen schreiben. Dies ist ein wunderschönes Haus, die Bilder darin sind, glaube ich, berühmt. Ich kann aber nicht behaupten, daß es so bequem ist wie Hunterbury; Sie verstehen, wie ich es meine.

Hier draußen auf dem Land ist es schwer, Dienstleute zu bekommen, die Mädchen, die sie haben, sind ziemlich ungeschickt und manche gar nicht gefällig, und obwohl ich sicher keine bin, die Extra-Mühe macht, sollten die Mahlzeiten, die mir heraufgeschickt werden, wenigstens heiß sein, und keine Möglichkeiten, Tee oben zu bereiten, und der Tee nicht immer mit kochendem Wasser aufgegossen! Jedoch das alles tut nichts zur Sache. Der Patient ist ein netter, ruhiger Herr – doppelseitige Lungenentzündung, aber die Krise ist vorüber, und der Doktor sagt, es geht gut vorwärts.

Was ich Ihnen zu sagen habe, was Sie wirklich interessieren wird, ist das merkwürdigste Zusammentreffen, von dem Sie je gehört haben. Im Salon, auf dem Klavier, steht eine Fotografie in einem großen Silberrahmen, und – Sie werden es nicht glauben es ist dieselbe Fotografie, von der ich Ihnen erzählte – auf der ›Lewis‹ stand, die Frau Welman zu sehen verlangte! Das machte mich natürlich neugierig – wen nicht? Und ich fragte den Diener, wer das sei, worauf er erwiderte, es sei Lady Ratterys Bruder – Sir Lewis Rycroft. Er lebte nicht weit von hier und fiel im Krieg. Sehr traurig, nicht wahr? Ich fragte beiläufig, ob er verheiratet sei, und der Diener sagte ja, aber Lady Rycroft mußte bald nach der Heirat ins Irrenhaus, die Arme! Sie lebt noch, sagte er. Ist das nicht interessant? Wir haben uns beide geirrt mit unseren Vermutungen. Sie müssen einander sehr gern gehabt haben, er und Frau W., und konnten nicht heiraten, da er eine Frau im Irrenhaus hatte. Das ist doch wie im Film, nicht? Und sie erinnerte sich nach all diesen Jahren und schaute seine Fotografie an, bevor sie starb! Er fiel 1917, sagt der Diener.

Haben Sie den neuen Film mit Myrna Loy gesehen? Ich sah, daß er diese Woche nach Maidensford kommt. Hier ist weit und breit kein Kino! Oh, es ist schrecklich, auf dem Land vergraben zu sein! Kein Wunder, daß sie keine ordentlichen Mädchen bekommen! Nun, adieu für heute, meine Liebe, schreiben Sie mir bald alle Neuigkeiten.

Ihre Eileen O'Brien.«

Brief von Schwester Hopkins an Schwester O'Brien, vom 14.

Juli:

»Liebe O'Brien. – Alles geht hier so ziemlich im alten Geleise weiter. Hunterbury ist verlassen – alle Dienstleute fort, und auf einem Brett steht: ›Zu verkaufen‹. Ich sprach neulich Frau Bishop, sie ist bei ihrer Schwester, die ungefähr eine Meile von hier lebt. Wie Sie sich vorstellen können, ist es

ihr sehr nahegegangen, daß das Haus verkauft werden soll. Sie war sicher, daß Fräulein Carlisle Herrn Welman heiraten und hier leben werde. Frau B. sagte, die Verlobung sei aufgelöst! Fräulein Carlisle kehrte bald, nachdem Sie fortgingen, nach London zurück. Sie benahm sich ein paarmal sehr sonderbar, so daß ich mich wirklich nicht auskannte bei ihr! Mary Gerrard ist nach London gegangen und bildet sich zur Masseurin aus. Sehr vernünftig von ihr, finde ich. Fräulein Carlisle schenkt ihr zweitausend Pfund, was ich sehr schön finde.

Übrigens ist es komisch, wie klein die Welt ist. Erinnern Sie sich, wie Sie mir etwas von einer Fotografie, ›Lewis‹ gezeichnet, erzählten, die Frau Welman Ihnen gezeigt hatte? Ich hatte neulich ein Plauderstündchen mit Frau Slattery (sie war die Haushälterin vom alten Dr. Ransome, der die Praxis von Dr.

Lord hatte), sie hat natürlich ihr ganzes Leben hier gelebt und weiß eine Menge von den Herrschaften, die hier herum wohnen.

Ich brachte beiläufig das Thema ›Vornamen‹ zur Sprache und erwähnte, daß der Name Lewis wenig gebräuchlich sei, und da erwähnte sie unter anderen Sir Lewis Rycroft drüben in Forbes Park. Er diente im Krieg bei den 17er Ulanen und ist gegen Ende des Krieges gefallen. Da sagte ich, er war doch sehr befreundet mit Frau Welman in Hunterbury, nicht? Und sie sandte mir sogleich einen Blick zu und sagte: Ja, sehr gute Freunde waren sie gewesen, und manche sagten, mehr als Freunde, aber sie wolle nicht klatschen – und warum sollten sie nicht Freunde sein? Also sagte ich, aber Frau Welman war doch Witwe zu der Zeit, und sie sagte: O ja, sie war Witwe. Da wußte ich sofort, daß das etwas zu bedeuten hatte, also sagte ich, das sei doch sonderbar, daß sie nicht heirateten, und sie sagte: ›Sie konnten nicht heiraten, er hatte eine Frau im Irrenhaus!‹ Also jetzt wissen wir alles! Merkwürdig, wie die Dinge herauskommen, nicht? Wenn man bedenkt, wie leicht man sich heutzutage scheiden lassen kann, ist es wirklich ein Skandal, daß damals Irrsinn nicht ein Scheidungsgrund war!

Erinnern Sie sich an einen hübschen jungen Burschen, Ted Bigland, der hier viel hinter Mary Gerrard her war? Er kam zu mir um ihre Adresse in London, aber ich gab sie ihm nicht.

Meiner Meinung nach kann Mary etwas Besseres finden als Ted Bigland. Ich weiß nicht, ob Sie es bemerkten, meine Liebe, aber Herr R – W – war sehr verliebt in sie. Schade, weil es Unangenehmes mit sich brachte! Achten Sie auf meine Worte, das ist der Grund, warum die Verlobung zwischen ihm und Fräulein Carlisle gelöst wurde. Und, wenn Sie mich fragen, es hat sie schwer getroffen. Ich weiß wirklich nicht, was sie an ihm fand – mein Fall wäre er nicht, aber ich höre aus verlässlicher Quelle, daß sie ihn immer wahnsinnig geliebt hat. Es scheint ein rechtes Durcheinander, nicht? Und dabei hat sie so eine Menge Geld! Ich glaube, er wuchs in der Erwartung auf, daß seine Tante ihm einen ordentlichen Batzen Geld vermachen würde.

Mit dem alten Gerrard im Pförtnerhaus geht es rapid zu Ende er hat mehrere böse Anfälle gehabt. Er ist genauso grob und mürrisch wie immer. Neulich sagte er wahrhaftig, daß Mary nicht seine Tochter sei! ›Nun‹, sagte ich, ›ich an Ihrer Stelle würde mich schämen, so etwas über meine Frau zu sagen.‹ Er schaute mich nur an und sagte: ›Sie sind eine blöde Person. Sie verstehen nicht.‹ Höflich, was? Ich antwortete ziemlich scharf, kann ich Ihnen sagen. Seine Frau war vor ihrer Heirat Kammerjungfer bei Frau Welman, glaube ich.

Vorige Woche sah ich ›Die gute Erde‹, es war wundervoll!

Frauen scheinen in China ziemlich viel erdulden zu müssen!

Immer Ihre Jessie Hopkins.«

Postkarte von Schwester Hopkins an Schwester O'Brien:

»Komisch, daß unsere Briefe sich gekreuzt haben! Ist das nicht ein schreckliches Wetter?«

Postkarte von Schwester O'Brien an Schwester Hopkins:

»Erhielt heute morgen Ihren Brief. Welcher Zufall!«

Brief von Roderick Welman an Elinor Carlisle, vom 15. Juli:

»Liebe Elinor. – Ich erhalte eben Deinen Brief. Nein, es macht mir wirklich gar nichts, wenn Hunterbury verkauft wird. Sehr nett von Dir, mich zu fragen. Ich finde, es ist das klügste, wenn Du nicht dort leben willst, was Du offenbar nicht beabsichtigst.

Du wirst es jedoch vielleicht schwer loswerden. Es ist ein ziemlich großer Besitz für die Bedürfnisse von heutzutage, obwohl es ganz modernisiert wurde und ordentliche Dienerzimmer sowie Gas und elektrisches Licht hat. Jedenfalls hoffe ich, daß Du Glück hast.

Die Hitze ist hier herrlich. Ich verbringe Stunden im Meer.

Recht komische Leute hier, aber ich mische mich nicht viel unter sie. Du hast mir einmal gesagt, daß ich kein guter Gesellschafter bin. Ich fürchte, es ist wahr. Ich finde die meisten der menschlichen Rasse höchst abstoßend. Wahrscheinlich erwidern sie dieses Gefühl.

Ich fühle seit langem, daß Du einer der wenigen wirklich befriedigenden Vertreter der Menschheit bist. In ein oder zwei Wochen gedenke ich weiter zur dalmatischen Küste zu ziehen.

Adresse vom 22. an c/o Thomas Cook, Dubrovnik. Wenn ich irgend etwas für Dich tun kann, lasse es mich wissen.

In Bewunderung und Dankbarkeit, Dein Rodney.«

Brief des Herrn Seddon an Fräulein Elinor Carlisle, vom 20.

Juli:

104, Bloomsbury Square.

Sehr geehrtes Fräulein Carlisle. – Ich bin sehr dafür, daß Sie Major Somervells Angebot von zwölftausendfünfhundert Pfund für Hunterbury annehmen. Große Güter sind im Augenblick äußerst schwierig zu verkaufen, und der gebotene Preis scheint äußerst vorteilhaft. Das Angebot hängt jedoch von sofortiger Besitznahme ab, und da ich weiß, daß Major Somervell noch andere Güter in der Nähe angesehen hat, würde ich zu einem sofortigen Abschluß raten. Major Somervell ist bereit, das Haus für drei Monate möbliert zu übernehmen; bis dahin dürften die gesetzmäßigen Formalitäten erledigt sein und der Verkauf durchführbar werden.

Was den Pförtner Gerrard und die Frage seiner Pensionierung betrifft, höre ich von Dr. Lord, daß der alte Mann schwer krank und sein Ableben zu erwarten ist.

Die Erblegitimation ist noch nicht durchgeführt, jedoch habe ich Fräulein Mary Gerrard einhundert Pfund Vorschuß ausgezahlt.

Ihr ergebener Edmund Seddon.«

Brief von Dr. Lord an Fräulein Elinor Carlisle, vom 24. Juli:

»Sehr geehrtes Fräulein Carlisle. – Der alte Gerrard ist heute gestorben. Kann ich irgend etwas für Sie tun? Ich höre, Sie haben das Haus an unser neues Parlamentsmitglied, Major Somervell, verkauft.

Ihr ergebener Peter Lord.«

Brief von Elinor Carlisle an Mary Gerrard, vom 25. Juli:

»Liebe Mary. – Ich sende Ihnen mein aufrichtiges Beileid zum Tode Ihres Vaters.

Ich habe Hunterbury an einen Major Somervell verkauft. Er wünscht dringend, es möglichst bald zu beziehen. Ich fahre jetzt hin, um fortzuräumen. Wäre es Ihnen möglich, die Sachen Ihres Vaters rasch aus dem Pförtnerhaus fortzuschaffen? Ich hoffe, es geht Ihnen gut und Sie finden die Massage nicht zu anstrengend.

Mit den besten Grüßen Ihre Elinor Carlisle.«

Brief von Mary Gerrard an Schwester Hopkins, vom 25. Juli:

»Liebe Schwester Hopkins. – Herzlichen Dank, daß Sie mir über meinen Vater schrieben. Ich bin froh, daß er nicht gelitten hat. Fräulein Elinor schreibt mir, daß das Haus verkauft ist und daß sie das

Pförtnerhaus gern so rasch wie möglich geräumt haben möchte. Kann ich bei Ihnen absteigen, wenn ich morgen zum Begräbnis komme? Wenn ja, brauchen Sie nicht mehr zu schreiben.

Mit herzlichen Grüßen Ihre Mary Gerrard.«

7. Kapitel

I

Elinor Carlisle kam morgens am Donnerstag, dem 27. Juli, aus dem ›Löwen‹ und blickte die Hauptstraße von Maidensford hinauf und hinunter.

Dann schritt sie mit einem freudigen Ausruf über die Straße.

Diese große würdige Erscheinung, der ruhige Gang wie ein Schiff mit vollen Segeln waren bestimmt nicht zu verkennen!

»Frau Bishop!«

»Oh, Fräulein Elinor! Das ist aber eine Überraschung! Ich hatte keine Ahnung, daß Sie hier sind. Hätte ich gewußt, daß Sie nach Hunterbury kommen, wäre ich auch gekommen. Wer macht dort alles für Sie? Haben Sie jemand von London mitgebracht?«

Elinor schüttelte den Kopf.

»Ich wohne nicht im Haus, ich wohne im ›Löwen‹.«

Frau Bishop schaute hinüber und rümpfte die Nase.

»Man kann allenfalls dort wohnen«, gab sie zu. »Rein ist es, das weiß ich, und das Essen soll auch nicht schlecht sein, aber kaum, wie Sie es gewöhnt sind, Fräulein Elinor.«

Elinor sagte lächelnd:

»Ich bin wirklich ganz gut untergebracht, es ist nur für ein paar Tage. Ich muß die Sachen im Haus sortieren. Ich nehme die persönlichen Sachen meiner Tante mit und dann ein paar Möbelstücke, die ich gern in London hätte.«

»Das Haus ist also wirklich verkauft?«

»Ja, an einen Major Somervell, unser neues Parlamentsmitglied. Ich bin froh, daß jemand das Haus gekauft hat, der wirklich darin wohnen wird. Es wäre mir schrecklich gewesen, wenn man ein Hotel daraus gemacht oder es umgebaut hätte.«

Frau Bishop schloß die Augen und erschauerte.

»Ja, das wäre wirklich schrecklich gewesen! Es ist schlimm genug, sich Hunterbury in der Hand von Fremden vorzustellen.«

»Ja, aber sehen Sie, es wäre doch ein zu großes Haus für mich gewesen, um allein darin zu leben.«

Frau Bishop antwortete nicht, und Elinor fuhr rasch fort:

»Was ich Sie fragen wollte: Ist vielleicht ein Möbelstück dort, das Sie gern haben möchten? Ich würde es Ihnen sehr gern geben.«

Frau Bishop strahlte.

»Oh, Fräulein Elinor, das ist sehr lieb von Ihnen, wirklich sehr gütig. Wenn ich so frei sein darf ...«

Sie machte eine Pause, und Elinor sagte: »Ja, natürlich.«

»Den Sekretär im Salon habe ich immer so bewundert, so ein schönes Stück!«

Elinor erinnerte sich daran: ein etwas auffallendes Stück mit Intarsien.

Sie sagte schnell:

»Natürlich sollen Sie ihn haben, Frau Bishop. Sonst noch etwas?«

»Nein, danke schön, Fräulein Elinor. Sie waren immer sehr freigebig.«

»Es sind noch einige Stühle da im selben Stil wie der Sekretär; möchten Sie die nicht auch haben?«

Frau Bishop nahm die Stühle mit gebührendem Dank entgegen. Sie sagte:

»Ich wohne augenblicklich bei meiner Schwester. Kann ich irgend etwas im Haus oben für Sie erledigen, Fräulein Elinor?

Ich könnte gleich mit Ihnen hinaufgehen, wenn Sie es wünschen.«

»Nein, danke.«

Elinor sprach rasch, beinahe hastig.

»Es wäre gar keine Mühe, versichere ich Sie – nur ein Vergnügen. So eine melancholische Aufgabe, alle die Sachen der lieben Frau Welman durchzusehen!«

»Ich danke Ihnen, Frau Bishop, aber ich mache es lieber allein.

Man kann manche Dinge besser allein tun – -«

Frau Bishop sagte steif:

»Wie es Ihnen beliebt, natürlich.«

Dann fuhr sie fort:

»Die Tochter von Gerrard ist hier; gestern war sein Begräbnis.

Sie wohnt bei Schwester Hopkins. Ich hörte, daß Sie heute vormittag zum Pförtnerhaus hinaufgehen.«

Elinor nickte. Sie sagte:

»Ja, ich bat Mary, herzukommen und das Pförtnerhaus zu räumen. Major Somervell will so bald wie möglich einziehen.«

»Ah, ich verstehe.«

»Nun, ich muß jetzt gehen. Habe mich so gefreut, Sie wiedergesehen zu haben, Frau Bishop. Ich werde schon an den Sekretär und die Stühle denken.«

Sie schüttelte ihr die Hand und ging weiter.

Sie ging zum Bäcker und kaufte einen Laib Brot. Dann ging sie ins Milchgeschäft und kaufte ein halbes Pfund Butter und etwas Milch.

Schließlich ging sie zum Kaufmann.

»Ich möchte eine Paste für Sandwichs, bitte.«

»Sofort, Fräulein Carlisle.« Herr Abbott selbst eilte dienstfertig herbei, schob seinen Angestellten beiseite. »Was hätten Sie denn gern? Lachs und Garnele? Truthahn und Zunge?

Lachs und Sardine? Schinken und Zunge?«

Er hob eine Büchse nach der anderen herunter und reihte sie auf dem Ladentisch auf.

Elinor erklärte mit einem leisen Lächeln:

»Ich finde immer, sie schmecken so ziemlich alle gleich.«

Herr Abbott stimmte sofort zu.

»Vielleicht in einer Art, ja. Aber sie sind natürlich sehr schmackhaft – sehr schmackhaft.«

Elinor sagte:

»Man hat sich eigentlich immer gefürchtet, Fischpasten zu essen; es hat doch Fälle von Fischvergiftung danach gegeben, nicht?«

Herr Abbott machte ein entsetztes Gesicht.

»Ich kann Sie versichern, das hier ist eine ausgezeichnete Marke – ganz verlässlich – wir haben nie eine Klage gehabt.«

Elinor sagte: »Ich nehme also eine von Lachs und Anchovis und eine Lachs und Garnelen. Danke.«

II

Elinor Carlisle betrat die Anlagen von Hunterbury durch die Hintertür.

Es war ein heißer, klarer Sommertag, die Wicken blühten. Der Gärtnergehilfe Horlick, der dageblieben war, um den Garten in Ordnung zu halten, begrüßte sie ehrerbietig.

»Guten Morgen, Fräulein. Ich erhielt Ihren Brief. Sie werden die Seitentür offen finden. Fräulein, ich habe die Läden und die meisten Fenster geöffnet.«

»Danke, Horlick.«

Als sie weitergehen wollte, sagte der junge Mann etwas zaghaft: »Entschuldigen, Fräulein -« Elinor wandte sich um. »Ja?«

»Ist es wahr, daß das Haus verkauft ist? Ich meine, ist es ganz abgemacht?«

»Ja, gewiß!«

»Ich dachte mir, Fräulein, ob Sie vielleicht ein gutes Wort für mich einlegen würden – bei Herrn Major Somervell, meine ich.

Er wird ja Gärtner brauchen. Vielleicht denkt er, ich bin zu jung für einen Obergärtner, aber ich habe jetzt vier Jahre unter Herrn Stephens gearbeitet, und ich kann schon hübsch viel, und ich hab alles gut gehalten, seit ich ganz allein hier bin.«

Elinor sagte rasch:

»Natürlich werde ich für Sie tun, was ich kann, Horlick. Ich hatte ohnehin die Absicht, Herrn Major von Ihnen zu sprechen, ihm zu sagen, was für ein guter Gärtner Sie sind.«

Horlick wurde dunkelrot.

»Danke schön, Fräulein. Das ist sehr freundlich von Ihnen. Sie verstehen vielleicht, es war ein Schlag für uns – Frau Welmans Tod, und daß es so schnell verkauft wurde – und ich – die Sache ist nämlich, ich wollte im Herbst heiraten, aber man muß doch etwas Sicheres wissen ...« – Er hielt inne.

Elinor sagte freundlich:

»Ich hoffe, der Herr Major wird Sie behalten. Sie können sich auf mich verlassen, daß ich tun werde, was ich kann.«

»Danke schön, Fräulein. Wissen Sie, wir haben alle gehofft, daß die Familie das Haus behalten würde. Danke nochmals.«

Elinor ging weiter.

Plötzlich brach es über sie herein, wie ein Strom durch einen gebrochenen Damm, eine Woge von Zorn, von wildem Zorn überflutete sie.

»Wir haben alle gehofft, daß die Familie das Haus behalten würde ...«

Sie und Roddy hätten dort leben können! Sie und Roddy ...

Roddy hätte das gewünscht, es wäre auch ihr Wunsch gewesen.

Sie hatten beide Hunterbury immer geliebt. Liebes Hunterbury ...

In den Jahren vor dem Tode ihrer Eltern, als diese in Indien lebten, war Elinor in den Schulferien immer hierhergekommen.

Sie hatte im Wald und am Bach gespielt, ganze Arme voll Blumen gepflückt, dicke grüne Stachelbeeren und dunkelrote Himbeeren gegessen; später hatte es Äpfel gegeben. Sie hatte geheime Schlupfwinkel gehabt, in denen sie stundenlang mit einem Buch saß.

Sie hatte Hunterbury geliebt. Sie war immer, halb unbewußt, sicher gewesen, eines Tages ständig dort zu leben. Tante Laura hatte sie in diesen Ideen bestärkt durch kleine Bemerkungen:

»Einmal, Elinor, wirst du vielleicht diese Eiben fällen lassen, sie sind ein wenig düster! Hier könnte

man einen Alpengarten anlegen, vielleicht tust du es eines Tages.«

Und Roddy? Roddy hatte ebenfalls Hunterbury als sein künftiges Heim betrachtet. Es lag vielleicht seinem Gefühl für sie, Elinor, zugrunde. Er hatte im Unterbewußtsein empfunden, daß es passend und richtig sei, daß sie beide zusammen in Hunterbury leben sollten.

Und sie würden hier zusammen gelebt haben. Würden jetzt zusammen hier sein, nicht beim Einpacken zum Verkauf, sondern beim Herrichten, Planen von neuen schönen Einrichtungen in Haus und Garten, gingen Seite an Seite in ruhiger Besitzerfreude, glücklich – ja, glücklich miteinander –, wäre nicht der verhängnisvolle Zufall, in Gestalt eines Mädchens – schön wie eine wilde Rose – gewesen ...

Was wußte Roddy schon von Mary Gerrard? Nichts – weniger als nichts! Liebte er sie denn, sie, die wirkliche Mary? Sie hatte möglicherweise bewundernswerte Eigenschaften, aber wußte Roddy etwas von ihnen? Es war die alte Geschichte – das uralte spaßhafte Spiel von Mutter Natur!

Hatte Roddy nicht selbst gesagt, es sei eine Verzauberung?

Wollte Roddy selbst nicht eigentlich frei davon werden?

Sollte Mary Gerrard zum Beispiel – sterben, würde Roddy nicht eines Tages zugeben: »Es war am besten so, ich sehe das jetzt ein. Wir hatten nichts gemeinsam ...«

Er würde vielleicht mit sanfter Wehmut hinzufügen:

»Sie war ein wundervolles Geschöpf ...«

Mochte sie das für ihn sein – ja, eine wundervolle Erinnerung voll beglückender Schönheit im bloßen Anblick ...

Sollte Mary Gerrard etwas passieren, so würde Roddy zu ihr, Elinor, zurückkehren ... Dessen war sie ganz sicher!

Sollte Mary Gerrard etwas passieren ...

Elinor öffnete die Seitentür. Sie ging aus dem warmen Sonnenschein in den Schatten des Hauses. Sie erschauerte.

Es war kalt hier drinnen, dunkel, unheilvoll ... Es war, als sei etwas da, hier im Haus, das auf sie wartete ...

Sie ging durch die Halle und stieß die Tür auf, die in die Anrichtekammer führte.

Es roch dumpf. Sie öffnete das Fenster weit und legte ihre Pakete nieder – die Butter, das Brot, die kleine Flasche Milch.

»Zu dumm! Ich wollte doch Kaffee kaufen«, dachte sie.

Sie schaute in die Büchsen im Fach, in einer war ein wenig Tee, jedoch kein Kaffee. »Ach nun, es tut auch nichts«, dachte sie gleichgültig.

Sie wickelte die zwei Gläser mit Fischpaste aus und starrte sie eine Weile an. Dann verließ sie die Kammer und ging hinauf, direkt in Frau Welmans Zimmer. Sie begann mit dem hohen Schrank, öffnete Laden, sortierte, ordnete, legte Kleider auf einen Stoß ...



Im Pförtnerhaus sah Mary Gerrard sich ziemlich hilflos um.

Sie hatte irgendwie nicht mehr gewußt, wie eng alles war.

Ihr vergangenes Leben stürzte über sie her wie eine Flut.

Mutti, die ihr Puppenkleider nähte. Vater immer brummig und mürrisch, lieblos mit ihr. Ja, er mochte sie nicht ...

Sie sagte plötzlich zu Schwester Hopkins:

»Vater sagte nicht etwas – sandte mir keine Botschaft, bevor er starb, wie?«

Schwester Hopkins war heiter und ungerührt:

»O Gott, nein. Er war schon eine Stunde, bevor er starb, bewußtlos.«

»Ich habe das Gefühl, ich hätte vielleicht herkommen und mich um ihn kümmern sollen; er war doch schließlich mein Vater.«

In Schwester Hopkins Stimme lag etwas wie Verlegenheit:

»Hören Sie mich an, Mary: ob er Ihr Vater war oder nicht, hat nichts damit zu tun. Kinder kümmern sich heutzutage, soviel ich sehe, nicht allzuviel um ihre Eltern, und viele Eltern kümmern sich auch nicht um ihre Kinder. Fräulein Lambert, in der Bürgerschule, sagt, so soll es auch sein. Nach ihr wäre das Familienleben ganz falsch, und die Kinder sollten vom Staat aufgezogen werden. Mag dem sein, wie es will – mir scheint es nur wie eine Art Waisenhaus – jedenfalls taugt es nicht, sich in die Vergangenheit zu bohren und sentimental zu werden. Wir müssen mit dem Leben fertig werden – das ist unsere Aufgabe und manchmal keine allzu leichte dazu!«

»Ich vermute, Sie haben recht«, sagte Mary langsam. »Aber ich fühle, daß es vielleicht meine Schuld war, wenn wir nicht besser miteinander auskamen.«

»Unsinn!«

Das Wort explodierte wie eine Bombe.

Es dämpfte Mary. Schwester Hopkins wandte sich praktischeren Dingen zu.

»Was machen Sie mit den Möbeln? Einstellen? Verkaufen?«

Mary sagte zweifelnd:

»Ich weiß nicht. Was meinen Sie?«

Nachdem sie sie prüfend angesehen hatte, sagte Schwester Hopkins:

»Einiges davon ist ganz gut und solid gearbeitet. Sie könnten sie einstellen und sich eines Tages in London eine kleine Wohnung einrichten. Den Plunder versuchen Sie loszuwerden.

Die Stühle sind gut, der Tisch ebenfalls. Und das ist ein hübscher Schreibtisch – ein Stil, der jetzt nicht mehr Mode ist, aber er ist aus Mahagoniholz, und man sagt, die Möbel aus dieser Zeit werden eines Tages wieder modern werden. Den großen Kleiderschrank würde ich an Ihrer Stelle losschlagen, er nimmt zuviel Raum ein – das halbe Schlafzimmer füllt er aus!«

Sie machten miteinander eine Liste der Stücke, die behalten und die verkauft werden sollten.

Mary sagte: »Der Rechtsanwalt, Herrn Seddon meine ich, war sehr gut zu mir. Er gab mir einen Vorschuß, so daß ich meine Ausbildung und andere Ausgaben bestreiten könne. Er sagte, es dauert noch ungefähr einen Monat, bis mir das ganze Geld überwiesen werden kann.«

»Wie sagt Ihnen Ihre Arbeit zu?«

»Ich glaube, sie wird mir sehr zusagen, sie ist nur etwas anstrengend im Anfang. Ich komme todmüde nach Hause.«

Schwester Hopkins sagte grimmig:

»Ich dachte, ich würde sterben, als ich meine Probezeit im Lukas-Spital machte; ich glaubte, ich könne es nie drei Jahre lang aushalten. Aber es ging doch!«

Sie waren mit den Kleidern des Alten fertig. Nun kamen sie zu einer Blechschachtel voll mit Papieren.

»Die müssen wir auch durchgehen, denke ich«, seufzte Mary.

Sie setzten sich jede an eine Seite des Tisches.

Schwester Hopkins brummte, als sie mit einer Handvoll begann. »Merkwürdig, was für einen Plunder Leute sich aufheben! Zeitungsausschnitte! Alte Briefe! Alle möglichen Dinge!«

Mary entfaltete ein Dokument:

»Da ist Vaters und Mutters Trauschein, in der St.

Albanskirche, 1919.«

Eine Pause. Dann sagte Mary mit halberstickter Stimme:

»Ja, aber Schwester – -«

Die andere blickte rasch auf, sie sah die Bestürzung in den Augen des Mädchens und fragte scharf:

»Was ist los?«

Mary Gerrard sagte mit bebender Stimme:

»Sehen Sie nicht? Wir haben 1939. Und ich bin einundzwanzig. 1919 war ich ein Jahr alt. Das heißt – das heißt -, daß mein Vater und meine Mutter nicht heirateten bis – bis nachher.«

Schwester Hopkins runzelte die Stirn. Sie sagte unbewegt:

»Nun, was weiter? Machen Sie sich doch darüber keine Gedanken – nach der langen Zeit!«

»Aber Schwester, ich kann nicht anders!«

Schwester Hopkins sagte mit Festigkeit:

»Es gehen gar viele erst später in die Kirche, als sie sollten.

Aber solange sie's überhaupt tun, was liegt daran? So sehe ich das.«

»Glauben Sie, daß das der Grund ist – warum mein Vater mich nicht mochte? Weil ihn vielleicht die Mutter nötigte, sie zu heiraten?«

Schwester Hopkins zögerte. Sie biß sich auf die Lippen.

»Es war nicht ganz so, glaube ich.« Sie wartete ein wenig, dann fuhr sie fort:

»Na ja, da Sie ohnehin darüber nachgrübeln werden, können Sie auch die Wahrheit erfahren: Sie sind gar nicht Gerrards Tochter.«

»Also deshalb!«

»Kann sein.«

Mary sagte, während ihre Wangen sich plötzlich rot färbten:

»Es ist vielleicht schlecht von mir, aber ich bin froh! Es war mir immer so ein unangenehmes Gefühl, daß ich meinen Vater nicht gern hatte, aber wenn er nicht mein Vater war, so erscheint das ja in Ordnung. Wie haben Sie das erfahren?« Schwester Hopkins lächelte:

»Gerrard sprach sehr viel davon, ehe er starb. Ich sagte ihm öfters, er solle nicht davon reden, aber er scherte sich nicht darum. Natürlich hätte ich Ihnen nichts davon gesagt, wenn das andere nicht herausgekommen wäre.«

»Ich möchte wissen, wer mein wirklicher Vater war ...«

Schwester Hopkins zögerte. Sie öffnete den Mund, dann schloß sie ihn wieder. Sie schien es schwer zu finden, sich zum Reden zu entschließen.

Da fiel ein Schatten ins Zimmer, und beide sahen sich um und erblickten Elinor Carlisle vor dem Fenster. Die nickte ihnen zu:

»Guten Morgen.«

Schwester Hopkins erwiderte eifrig:

»Guten Morgen, Fräulein Carlisle. Wundervoller Tag, nicht wahr?«

Mary sagte ein wenig zögernd:

»Oh – guten Morgen, Fräulein Elinor.«

Elinors Stimme klang ruhig wie immer.

»Ich habe ein paar Sandwiches gemacht, wollen Sie nicht heraufkommen und mitessen? Es ist gleich ein Uhr, und es ist so lästig, wegen dem bißchen Essen nach Hause zu gehen. Ich habe absichtlich genug für drei gekauft.«

Schwester Hopkins war angenehm überrascht:

»Aber das muß ich sagen, Fräulein Carlisle, das ist furchtbar nett von Ihnen! Es ist ja wirklich lästig, die Arbeit zu unterbrechen und den ganzen Weg vom Dorf wieder zurückzukommen. Ich

hoffte, wir würden diesen Vormittag fertig, und machte deshalb vorher die Runde bei meinen Patienten. Das Ausräumen dauert länger, als man glaubt.«

Sie gingen alle drei zum Haus hinauf. Elinor hatte die Vordertür offengelassen. Als sie in die kühle Halle traten, schauerte Mary ein wenig. Elinor sah sie scharf an und sagte:

»Was ist?«

»Oh, nichts – nur ein Schauer; es war das Hereinkommen – aus der Sonne ...«

Elinor sagte mit leiser Stimme:

»Das ist seltsam. Das habe ich heute früh auch gefühlt.«

Schwester Hopkins rief mit lauter, fröhlicher Stimme lachend:

»Also nächstens werden Sie behaupten, es sind Geister im Haus! Ich habe gar nichts gespürt!«

Elinor lächelte. Sie ging voran ins Frühstückszimmer zur Rechten der Vordertür. Die Vorhänge waren aufgezogen und die Fenster offen. Es sah heiter aus.

Dann ging sie durch die Halle und brachte aus der Anrichtekammer einen großen Teller mit belegten Brötchen. Sie reichte ihn Mary:

»Bitte, nehmen Sie!«

Sie schaute zu, wie des Mädchens ebenmäßige weiße Zähne in das Brötchen bissen, hielt einen Augenblick den Atem an und stieß ihn dann mit einem kleinen Seufzer aus.

Zerstreut stand sie eine Weile mit dem Teller da, dann wurde sie beim Anblick von Schwester Hopkins' halbgeöffneten Lippen und hungrigem Ausdruck rot und bot rasch der Älteren die Brötchen an. Während sie selbst eines nahm, sagte sie entschuldigend:

»Ich wollte Kaffee machen, habe aber vergessen, welchen zu besorgen; es ist aber Bier da, wenn jemand das mag?«

Schwester Hopkins meinte betrübt:

»Hätte ich nur daran gedacht, Tee mitzubringen!«

»Es ist noch ein wenig Tee in der Büchse draußen in der Anrichte«, erklärte Elinor.

Schwester Hopkins' Gesicht hellte sich auf.

»Dann geh ich geschwind und setze den Kessel auf. Milch ist wohl keine da, wie?«

»Doch, ich habe eine Büchse gebracht.«

»Nun, dann ist alles in Ordnung.« Schwester Hopkins eilte hinaus.

Eine seltsame Spannung schlich sich in den Raum. Elinor versuchte mit offener Anstrengung Konversation zu machen.

Ihre Lippen waren trocken, sie fuhr sich mit der Zunge darüber.

»Ihre Arbeit in London gefällt Ihnen?«

»Ja, danke. Ich – ich bin Ihnen sehr dankbar -«

Ein plötzlicher rauher Ton brach von Elinors Lippen – ein so mißtöniges Lachen, ihr so unähnlich, daß Mary sie erstaunt anstarrte. – »Sie brauchen nicht so dankbar zu sein!«

Mary murmelte etwas verlegen: »Ich meinte – das heißt -«

Sie hielt inne.

Elinor starrte sie an – mit einem so forschenden, ja seltsamen Blick, daß Mary darunter zusammenzuckte.

»Ist – ist etwas nicht in Ordnung?«

Elinor stand rasch auf. »Was sollte nicht in Ordnung sein?«

Mary murmelte: »Sie – schauen -«

»Hab ich Sie angestarrt? Entschuldigen Sie! Das tue ich manchmal – wenn ich an etwas anderes denke.«

Da schaute Schwester Hopkins zur Tür herein und bemerkte fröhlich: »Ich habe den Kessel

aufgesetzt«, und ging wieder.

In einem plötzlichen Anfall von Heiterkeit rief Elinor:

»Polly, setz den Kessel auf – wir trinken alle Tee! Erinnern Sie sich, wie wir das spielten, Mary, als wir Kinder waren?«

»Ja, freilich erinnere ich mich.«

»Als wir Kinder waren ... Es ist schade, Mary, nicht, daß man nie mehr zurück kann? ...«

»Würden Sie denn gern zurück?«

Elinor sagte stark: »Ja ... ja ...«

Schweigen senkte sich eine Weile zwischen die beiden.

Dann sagte Mary, während sich ihr Gesicht rötete:

»Fräulein Elinor, Sie dürfen nicht denken – -«

Sie hielt inne, gewarnt durch Elinors plötzliches Emporrecken ihrer schlanken Gestalt, den stolz erhobenen Kopf. Als sie sprach, war ihre Stimme kalt und stählern:

»Was darf ich nicht denken?«

Mary murmelte:

»Ich – ich habe vergessen, was ich sagen wollte.«

Elinors starre Haltung gab nach – wie bei einer vorübergegangenen Gefahr.

Schwester Hopkins kam mit einem Teebrett herein, auf dem eine braune Teekanne, Milch und drei Tassen standen.

Ohne die gereizte Stimmung zu bemerken, sagte sie: »So, hier ist der Tee!«

Sie stellte eine Tasse vor Elinor hin, doch diese schüttelte den Kopf:

»Ich trinke keinen.«

Sie schob das Teebrett Mary zu, die zwei Tassen ingoß.

Schwester Hopkins seufzte vor Befriedigung. »Er ist gut und stark.«

Genießerisch leerte sie ihre Tasse, stellte sie dann nieder und murmelte:

»Ich drehe nur eben den Kessel ab; ich stellte ihn für den Fall auf, daß wir die Kanne auffüllen müßten.«

Geschäftig eilte sie hinaus.

Wieder senkte sich Schweigen schwer über den Raum.

Mary dachte:

»Wie seltsam heute alles ist! Als ob – als ob wir auf etwas warten würden.«

Endlich rührte sich Elinor, sie kam vom Fenster, hob das Teebrett auf und stellte den leeren Sandwich-Teller darauf.

Mary sprang auf. – »Ach, Fräulein Elinor, lassen Sie mich!«

Doch Elinor sagte nur kurz:

»Nein, bleiben Sie hier; ich mache das.«

Sie trug das Teebrett aus dem Zimmer. Dabei schaute sie einmal über die Schulter auf Mary Gerrard am Fenster, jung und lebendig und schön ...

IV

Schwester Hopkins war in der Anrichtekammer. Sie wischte sich eben das Gesicht mit einem Taschentuch und blickte rasch auf, als Elinor eintrat. »Mein Himmel, hier ist es heiß!«

Elinor antwortete mechanisch:

»Ja, die Anrichte geht nach Süden.«

Schwester Hopkins nahm ihr das Teebrett ab. »Lassen Sie mich abwaschen, Fräulein Carlisle. Sie sehen nicht besonders gut aus.«

»Ach, mir fehlt nichts.«

Sie nahm ein Abwisch Tuch.

»Ich werde abtrocknen.«

Schwester Hopkins legte ihre Manschetten ab und goß heißes Wasser aus dem Kessel in die Abwaschschüssel.

Elinor bemerkte mit einem Blick auf das Handgelenk der anderen:

»Sie haben sich gestochen.«

Schwester Hopkins lachte.

»An der Kletterrose am Pförtnerhaus – ein Dorn. Ich ziehe ihn mir dann heraus.«

Die Kletterrose am Pförtnerhaus ... Erinnerung überflutete Elinor. Wie sie und Roddy stritten – der Krieg der Rosen. Wie sie und Roddy stritten – und sich versöhnten! Schöne, lachende, glückliche Tage. Alles kehrte sich in ihr förmlich krankhaft um.

Wohin war sie geraten? Welch schwarzer Abgrund von Haß bösen Gedanken ... Sie wankte ein wenig.

Sie dachte: »Ich bin wahnsinnig gewesen – ganz wahnsinnig.«

Schwester Hopkins starrte sie neugierig an.

»Direkt sonderbar schien sie ...«, erzählte Schwester Hopkins später. »Redete, als wisse sie nicht, was sie sage, mit seltsam glänzenden Augen.«

Die Untertassen und Tassen waren schon in der Waschschüssel. Elinor nahm ein leeres Fischpaste-Töpfchen vom Tisch und stellte es dazu. Sie sagte dabei und staunte über die Festigkeit ihrer Stimme:

»Ich habe oben einige Kleider ausgemustert, Sachen von Tante Laura. Ich dachte, Schwester, Sie könnten mir vielleicht raten, wem im Dorf sie von Nutzen sein könnten.«

»Das will ich gern. Da ist einmal Frau Parkinson und die alte Nelly und dann das arme Wesen, die nicht ganz richtig im Kopf ist – für die wird es ein Segen sein.«

Schwester Hopkins und Elinor räumten die Anrichte zusammen, dann gingen sie miteinander hinauf.

In Frau Welmans Zimmer lagen Kleidungsstücke nett zusammengefaltet in Stößen: Wäsche, Kleider, samtene Schlafrocke, ein Bisampelz. Den letzteren, erklärte Elinor, wolle sie Frau Bishop geben. Schwester Hopkins nickte.

Sie sah, daß Frau Welmans Zobel auf der Kommode lag.

»Den läßt sie sich selbst herrichten«, dachte sie.

Sie warf einen Blick auf die hohen Schränke und dachte, ob Elinor wohl jene Fotografie, mit der Überschrift ›Lewis‹ gezeichnet, gefunden habe, und wenn ja, was sie sich dabei gedacht habe.

»Komisch«, dachte sie, »wie der Brief O'Briens sich mit meinem gekreuzt hat! So etwas hätte ich mir nie träumen lassen, daß sie gerade an dem Tag auf die Fotografie stoßen würde, an dem ich ihr von Frau Slattery schrieb.«

Sie half Elinor die Kleider sortieren und erklärte sich bereit, sie in Bündel für die verschiedenen Familien zu verpacken und ihre Verteilung zu besorgen.

»Ich kann das tun, während Mary ins Pförtnerhaus geht und dort fertigmacht; sie hat nur noch eine Schachtel Papiere durchzugehen. Wo ist das Mädels übrigens? Ist sie zum Pförtnerhaus hinuntergegangen?«

»Ich verließ sie im Frühstückszimmer ...«, sagte Elinor gleichgültig.

»Sie wird doch nicht die ganze Zeit dort sein.« Schwester Hopkins sah auf die Uhr. »Wir sind ja fast eine Stunde hier oben!« Sie eilte die Treppe hinab. Elinor folgte. Als sie ins Frühstückszimmer

traten, rief Schwester Hopkins:

»Nein, so etwas! Sie ist eingeschlafen!«

Mary Gerrard saß in einem großen Lehnstuhl am Fenster; sie war ein wenig darin zusammengesunken. Ein seltsames Geräusch war im Zimmer zu hören: schweres, röchelndes Atmen. Schwester Hopkins ging hinüber und schüttelte das Mädchen.

»Wachen Sie auf, meine Liebe – –«

Sie brach ab, beugte sich nieder, zog an einem Augenlid. Dann begann sie das Mädchen in grimmigem Ernst zu schütteln.

Sie wandte sich Elinor zu. Es lag etwas Drohendes in ihrer Stimme, als sie sagte:

»Was heißt das?«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen, ist sie krank?«

»Wo ist das Telefon? Versuchen Sie, Dr. Lord so schnell wie möglich zu erreichen.«

»Was ist denn los?«

»Was los ist? Das Mädchel ist krank. Sie liegt im Sterben.«

Elinor trat einen Schritt zurück.

»Im Sterben?«

Schwester Hopkins sagte langsam:

»Sie ist vergiftet worden ...«

Sie sah Elinor durchdringend an. In ihrem Blick lag schwerer Verdacht.

8. Kapitel

Hercule Poirot, den eiförmigen Kopf leicht zur Seite geneigt, die Augenbrauen fragend gehoben, beobachtete den jungen Mann, der wild im Zimmer auf und ab lief und dessen sympathisches, sommersprossiges Gesicht in bekümmerten Falten zusammengezogen war. Schließlich fragte er:

»Eh bien, mein Freund, was bedeutet all das?«

Peter Lord hielt in seinem Lauf inne. »Poirot, Sie sind der einzige Mensch der Welt, der mir helfen kann. Ich habe Stillingfleet von Ihnen reden hören, er hat mir erzählt, was Sie in jenem Fall von Benedikt Farley machten, als jedermann dachte, es sei Selbstmord, und Sie bewiesen, daß es ein Mord war.«

»Haben Sie denn einen Fall von Selbstmord unter Ihren Patienten, über den Sie sich nicht klar sind?«

Peter Lord schüttelte den Kopf. Er setzte sich Poirot gegenüber und erklärte:

»Es handelt sich um ein junges Mädchen. Sie ist verhaftet worden und des Mordes angeklagt! Ich möchte, daß Sie Beweise finden, daß sie es nicht getan hat!«

Poirots Augenbrauen hoben sich noch ein wenig höher. Dann fragte er in betont diskreter und vertraulicher Art:

»Sie und diese junge Dame – Sie sind verlobt – ja? Sie sind ineinander verliebt?«

Peter Lord lachte – es war ein scharfes, bitteres Lachen:

»Nein, so ist das nicht! Sie hat den schlechten Geschmack, einen langnasigen, hochmütigen Esel mit einem Gesicht wie ein melancholisches Pferd vorzuziehen! Dumm von ihr, aber es ist mal so!«

»Ah, ich verstehe.«

Lord sagte bitter:

»Ja, Sie verstehen ganz richtig! Sie brauchen gar nicht so taktvoll zu sein. Ich habe mich sofort in sie verliebt, und deshalb will ich sie nicht hängen sehen. Verstanden?«

»Wie lautet die Anklage gegen sie?«

»Sie ist angeklagt, ein Mädchen namens Mary Gerrard ermordet zu haben, indem sie sie mit Morphinum vergiftete. Sie haben wahrscheinlich den Bericht über die Leichenschau in den Zeitungen gelesen.«

»Und das Motiv?«

»Eifersucht!«

»Und Ihrer Meinung nach hat sie es nicht getan?«

»Nein, natürlich nicht.«

Hercule Poirot blickte ihn eine Weile nachdenklich an, dann fragte er: »Was wollen Sie eigentlich, daß ich mache? Soll ich die Sache untersuchen?«

»Ich will, daß Sie sie freibringen.«

»Ich bin kein Verteidiger, mon cher.«

»Ich will es deutlicher sagen: Ich will, daß Sie Beweise finden, die es ihrem Verteidiger ermöglichen, sie freizukriegen.«

»Sie drücken sich etwas merkwürdig aus.«

»Weil ich es nicht einwickle, meinen Sie! Es scheint mir einfach genug. Ich will, daß dieses Mädchen freigesprochen wird. Ich glaube, Sie sind der einzige Mensch, der das zuwege bringen kann!«

»Sie möchten, daß ich die Tatsache untersuche? Daß ich die Wahrheit entdecke? An den Tag bringe, was wirklich geschehen ist?«

»Ich will, daß Sie Tatsachen finden, die zu ihren Gunsten sprechen.«

Hercule Poirot zündete mit Sorgfalt und Genauigkeit eine Zigarette an. »Aber ist es nicht etwas unethisch, was Sie da sagen? Auf die Wahrheit zu kommen, ja, das interessiert mich immer. Jedoch die Wahrheit ist eine zweischneidige Waffe. Wie, wenn ich Tatsachen finde, die gegen die Dame sprechen?

Verlangen Sie, daß ich die unterdrücke?«

Peter Lord stand auf, er war sehr blaß. »Das ist unmöglich!

Nichts, daß Sie finden könnten, könnte mehr gegen sie sprechen, als es die Tatsachen schon tun! Sie sind äußerst und gänzlich verdammend! Es gibt so viel Beweise gegen sie – klar und deutlich für die ganze Welt! Sie könnten nichts finden, das sie stärker verdammen würde, als sie schon ist! Ich bitte Sie, Ihren ganzen Scharfsinn aufzubieten – Stillingfleet sagt, Sie sind außerordentlich scharfsinnig – um einen Ausweg zu finden.«

»Aber sicherlich werden doch ihre Rechtsvertreter das tun?«

»Glauben Sie?« Der junge Mann lachte verächtlich. »Die haben die Sache schon von vornherein verlorengelassen! Halten sie für aussichtslos! Sie haben als Verteidiger Bulmer genommen – den Mann der hoffnungslosen Fälle –, das allein ist schon ein Eingeständnis! Großer Redner – appelliert an die Tränendrüsen – betont die Jugend der Angeklagten – all das!

Aber der Richter wird sie nicht durchschlüpfen lassen, gar keine Hoffnung!«

»Angenommen, sie ist wirklich schuldig – wollen Sie sie da auch freigesprochen haben?«

Peter Lord sagte ruhig: »Ja.«

Hercule Poirot machte eine Bewegung. »Sie interessieren mich ...«

Nach einer Weile meinte er: »Ich glaube, Sie sollten mir die genauen Tatsachen des Falles mitteilen.«

»Haben Sie nicht darüber in den Zeitungen gelesen?«

Hercule Poirot winkte abwehrend mit der Hand.

»Eine Erwähnung – ja. Aber die Zeitungen sind so ungenau, ich halte mich nie an sie.«

Es ist ganz einfach. Entsetzlich einfach. Dieses Mädchen, Elinor Carlisle, hatte eben einen Besitz hier in der Nähe Hunterbury Hall – und ein Vermögen von ihrer Tante geerbt, die ohne Testament starb. Der Name der Tante war Welman. Sie hatte einen angeheirateten Neffen – Roderick Welman. Er war mit Elinor Carlisle verlobt – eine alte Freundschaft, sie hatten sich seit Kindheit gekannt. Dann war ein Mädchen in Hunterbury: Mary Gerrard, Tochter des Pförtners. Die alte Frau Welman hatte eine Menge für sie getan, hatte ihre Erziehung bezahlt usw. Die Folge war, daß das Mädchel dem äußern Anschein nach eine Dame war. Roderick Welman, scheint es, verliebte sich in sie. Infolgedessen wurde die Verlobung aufgelöst. Nun kommen wir zu den Vorgängen. Elinor Carlisle verkaufte den Besitz an einen Mann namens Somervell. Elinor kam her, um die persönlichen Sachen ihrer Tante fortzuräumen und so weiter. Mary Gerrard, deren Vater eben gestorben war, räumte das Pförtnerhaus. Das bringt uns zu dem Vormittag des 27. Juli.

Elinor Carlisle wohnte im Dorfwirtshaus. Auf der Straße traf sie die ehemalige Haushälterin, Frau Bishop. Frau Bishop bot sich an, mit ihr ins Haus zu gehen, um ihr zu helfen. Elinor lehnte ab – ziemlich heftig. Dann ging sie zum Kaufmann, wo sie etwas Fischpaste kaufte und eine Bemerkung über eine Fischvergiftung machte. Sie sehen? Vollkommen harmlose Sache, das zu sagen; aber natürlich wird es gegen sie ausgelegt!

Sie ging ins Haus hinauf, und um ein Uhr kam sie zum Pförtnerhaus, wo Mary Gerrard mit der Bezirkspflegerin, einer Schnüffelnase namens Hopkins, beschäftigt war, und sagte ihnen, sie habe oben im Haus belegte Brötchen bereit. Sie gingen mit ihr hinauf, aßen die Brötchen, und nach ungefähr einer Stunde wurde ich geholt und fand Mary Gerrard bewußtlos. Ich tat, was ich konnte, aber alles vergeblich. Die Leichenöffnung ergab, daß eine große Dosis Morphinium vor kurzem eingenommen worden war. Und die Polizei fand gerade dort, wo Elinor die Brötchen geschmiert hatte, ein Stückchen von einem Etikett mit morph. hydrochlor. darauf.«

»Was aß oder trank Mary Gerrard sonst noch?«

»Sie und die Pflegerin tranken Tee zu den Brötchen. Die Pflegerin machte ihn, und Mary schenkte ihn ein. Da kann nichts drin gewesen sein. Natürlich wird der Verteidiger ein großes Geschrei erheben über die Brötchen, wird sagen, daß alle drei sie aßen, daß es daher unmöglich war, sicher zu sein, daß nur eine Person vergiftet wurde. Im Falle Hearne wurde das gesagt. Sie erinnern sich.«

Poirot nickte und sagte:

»Tatsächlich jedoch ist es sehr einfach. Sie bestreichen ihre Brötchen. In einem davon ist das Gift. Sie bieten sie an. Bei normalem Verlauf der Dinge ist es vorauszusehen, daß die Person, der angeboten wurde, das nächstliegende Brötchen nehmen wird. Ich nehme an, daß Elinor Carlisle den Teller zuerst Mary Gerrard angeboten hat?«

»Ganz richtig.«

»Obwohl die Pflegerin, die älter war, sich im Zimmer befand?«

»Ja.«

»Das sieht nicht sehr gut aus.«

»Es bedeutet doch wirklich gar nichts! Man ist nicht so förmlich bei so einer improvisierten Mahlzeit.«

»Wer hat die Brötchen gemacht?«

»Elinor Carlisle.«

»War noch jemand sonst im Haus?«

»Niemand.«

Poirot schüttelte den Kopf. »Das ist schlimm. Und das Mädchen hat nichts zu sich genommen als den Tee und die Brötchen?«

»Nichts. Der Mageninhalt beweist das.«

»Es wird vorgebracht, daß Elinor Carlisle hoffte, der Tod des Mädchens würde einer Fischvergiftung zugeschrieben werden?

Wie wollte sie die Tatsache erklären, daß nur ein Mitglied der Gesellschaft darunter gelitten hat?«

»Das kommt manchmal vor. Es waren auch zwei Töpfchen Paste – ziemlich gleich aussehend. Man würde annehmen, daß eines in Ordnung war und daß durch einen Zufall alle verdorbene Paste von Mary gegessen wurde.«

»Eine interessante Studie der Wahrscheinlichkeitsgesetze«, sagte Poirot. »Die mathematische Wahrscheinlichkeit dagegen wäre, glaube ich, sehr groß. Aber noch ein Punkt, wenn Fischvergiftung vorgeschützt werden sollte: Warum wurde dann nicht ein anderes Gift gewählt als Morphium? Dessen Symptome ähneln nicht im geringsten denen einer Fischvergiftung. Da wäre doch Atropin eine viel bessere Wahl gewesen!«

»Ja, das ist wahr«, sagte Peter Lord langsam, »aber es ist noch etwas. Die verdammte Bezirkspflegerin schwört, sie habe ein Röhrchen mit Morphium verloren!«

»Wann?«

»Ach, vor Wochen, an dem Abend, an dem die alte Frau Welman starb. Die Pflegerin sagt, sie habe ihr Köfferchen in der Halle gelassen und am nächsten Morgen ein Röhrchen mit Morphium vermißt. Alles Schwindel, glaube ich. Hat es vielleicht vor einiger Zeit zu Hause zerschlagen und vergessen.«

»Sie hat sich erst seit dem Tod von Mary Gerrard daran erinnert?«

Peter Lord sagte widerstrebend: »Tatsächlich hat sie es wohl zur Zeit erwähnt – der diensttuenden Pflegerin gegenüber.«

Hercule Poirot betrachtete Peter Lord mit ziemlichem Interesse. Dann sagte er ruhig: »Ich denke, mein Lieber, es gibt noch etwas – etwas, das Sie mir noch nicht gesagt haben.«

»Nun gut, es wird am besten sein, Sie hören gleich alles«, gab Peter Lord nach. »Man ist um eine Exhumierungs-Erlaubnis eingekommen und wird die alte Frau Welman ausgraben.«

»Eh bien?«

»Wenn sie es tun, werden sie wahrscheinlich finden, was sie suchen – Morphium!«

»Sie wußten das?«

Der junge Arzt, dessen Gesicht unter den Sommersprossen erbleicht war, murmelte: »Ich argwöhnte es.«

Hercule Poirot schlug mit der Hand auf die Lehne seines Stuhles und rief aus:

»Mon Dieu, ich verstehe Sie nicht! Sie wußten, als sie starb, daß sie ermordet worden war?«

»Großer Gott, nein!« schrie Peter Lord. »So etwas ließ ich mir nicht träumen! Ich dachte, sie habe es selbst genommen.«

Poirot sank in seinem Stuhl zurück.

»Ah! Das dachten Sie ...«

»Natürlich! Sie hatte zu mir darüber gesprochen; hatte mich mehr als einmal gefragt, ob ich sie nicht erledigen könne. Sie haßte die Krankheit, ihre Hilflosigkeit – das elende Daliegen, wie sie es nannte, und gepflegt zu werden wie ein Baby. Und sie war eine sehr entschlossene Frau.«

Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort:

»Ich war sehr überrascht über ihren Tod, hatte ihn nicht erwartet. Ich schickte die Pflegerin aus dem Zimmer und nahm die Untersuchung so gründlich vor, wie ich konnte. Natürlich, ganz sicher konnte ich ohne die Leichenöffnung nicht sein. Aber was nützte das? Wenn sie die Sache abgekürzt hatte – wozu ein Geschrei darüber erheben und einen Skandal hervorrufen?

Lieber den Totenschein unterschreiben und sie in Frieden begraben lassen. Schließlich – ganz sicher war ich ja nicht. Ich traf die unrichtige Entscheidung, vermute ich, ich dachte allerdings nicht einen Augenblick an die Möglichkeit eines Verbrechens. Ich war überzeugt, sie habe es selbst getan.«

»Wie hatte sie sich Ihrer Meinung nach das Morphinum verschafft?« fragte Poirot.

»Ich hatte nicht die leiseste Ahnung. Aber sie war, wie ich Ihnen schon sagte, eine kluge Frau, mit viel Scharfsinn und von besonderer Entschlossenheit.«

»Konnte sie es von den Pflegerinnen haben?«

Peter Lord schüttelte den Kopf. »Nie im Leben! Da kennen Sie Pflegerinnen schlecht!«

»Von ihrer Familie?«

»Möglich. Könnte ihre Gefühle bearbeitet haben.«

»Sie haben mir gesagt, daß Frau Welman ohne Testament starb. Wenn sie am Leben geblieben wäre, hätte sie ein Testament gemacht?«

Peter grinste plötzlich. »Sie legen den Finger mit teuflischer Genauigkeit auf alle wesentlichen Punkte, was? Ja, sie wollte ein Testament machen, war sehr erregt deswegen. Konnte nicht deutlich sprechen, machte jedoch ihre Wünsche klar. Elinor Carlisle sollte am nächsten Morgen als erstes dem Rechtsanwalt telephonieren.«

»Also wußte Elinor Carlisle, daß ihre Tante ein Testament machen wollte? Und wenn die Tante ohne Testament starb, erbte Elinor Carlisle alles?«

»Das wußte sie nicht«, sagte Peter Lord schnell. »Sie hatte keine Ahnung, daß ihre Tante nie ein Testament gemacht hatte.«

»Das, mein Freund, sagte sie. Sie kann es aber gewußt haben.«

»Sagen Sie, Poirot, sind Sie der Staatsanwalt?«

»Momentan ja. Ich muß die ganze Stärke des Falles gegen sie kennen. Hätte Elinor Carlisle das Morphinum aus dem Köfferchen nehmen können?«

»Ja, genausogut wie jemand anderer. Roderick Welman, Schwester O'Brien. Jemand von der Dienerschaft.«

»Oder Dr. Lord?«

Peter Lord riß die Augen auf: »Gewiß ... Aber was hätte das für einen Sinn gehabt?«

»Mitleid vielleicht.«

Peter Lord schüttelte den Kopf. »Keinesfalls! Sie müssen mir glauben!«

»Nehmen wir einmal etwas an. Sagen wir, daß Elinor Carlisle tatsächlich das Morphinum aus dem kleinen Koffer genommen und es ihrer Tante gegeben hat. Wurde etwas erwähnt von dem Verlust des Morphiums?«

»Dem Haushalt gegenüber nicht. Die Pflegerinnen behielten es bei sich.«

»Was wird der Staatsanwalt unternehmen?«

»Sie meinen, wenn Morphinum in Frau Welmans Leiche gefunden wird?«

»Ja.«

Peter Lord sagte grimmig: »Es ist möglich, daß man, selbst wenn Elinor von der gegenwärtigen Anklage freigesprochen wird, sie aufs neue verhaftet und des Mordes an ihrer Tante anklagt.«

»Die Beweggründe sind verschiedene«, meinte Poirot nachdenklich. »Das heißt, in dem Fall von Frau Welman wäre es Gewinnsucht, während in dem Fall von Mary Gerrard Eifersucht zu vermuten ist.«

»Das ist richtig.«

»In welcher Richtung will sich die Verteidigung bewegen?«

»Bulmer will vorbringen, daß es gar keinen Beweggrund gab, daß die Verlobung von Elinor und Roderick eine Familienangelegenheit war, aus Familiengründen geschlossen, um Frau Welman Freude zu machen, und daß im Augenblick, da die alte Dame tot war, Elinor aus eigenem Antrieb die Verlobung gelöst hatte. Roderick Welman wird in diesem Sinn Zeugenschaft ablegen. Ich glaube, er glaubt es beinahe selbst!«

»Glaubt, daß Elinor ihn nicht besonders gern hatte?«

»Ja.«

»In welchem Fall«, sagte Poirot, »sie keinen Grund gehabt hätte, Mary Gerrard zu ermorden.«

»Richtig.«

»Aber wer hat in diesem Fall Mary Gerrard ermordet?« Poirot schüttelte den Kopf. »C'est difficile.«

Peter Lord sagte heftig:

»Das ist es ja eben! Wenn sie es nicht getan hat, wer hat es getan? Da ist der Tee; jedoch sowohl Schwester Hopkins wie Mary tranken ihn. Die Verteidigung wird versuchen vorzubringen, daß Mary Gerrard selbst das Morphinum nahm, nachdem die anderen das Zimmer verlassen hatten – daß sie also Selbstmord verübte.«

»Hatte sie irgendeinen Grund, Selbstmord zu verüben?«

»Nicht den geringsten.«

»War sie der Typus Mensch, der leicht Selbstmord begeht?«

»Nein.«

»Wie war sie eigentlich, diese Mary Gerrard?«

Peter Lord überlegte: »Sie war – nun, sie war ein nettes Mädel.

Ja, entschieden ein nettes Mädel.«

Poirot seufzte. Er murmelte: »Dieser Roderick Welman verliebte er sich in sie, weil sie ein nettes Mädel war?«

Peter Lord lächelte. »Ah, ich verstehe, was Sie meinen. Ja, sie war schön.«

»Und Sie selbst? Sie hatten keine Gefühle für sie?«

Peter Lord starrte ihn an. »Großer Gott, nein.« Hercule Poirot dachte einen Augenblick nach, dann sagte er: »Roderick Welman sagt, es sei Zuneigung zwischen ihm und Elinor Carlisle gewesen, aber nichts Stärkeres. Sind Sie auch dieser Ansicht?«

»Wie zum Teufel soll ich das wissen?«

Poirot schüttelte den Kopf. »Sie sagten mir, als Sie in dieses Zimmer kamen, daß Elinor Carlisle den schlechten Geschmack habe, in einen langnasigen, hochmütigen Esel verliebt zu sein.

Das, nehme ich an, ist eine Beschreibung von Roderick Welman.

Also, nach dem, was Sie glauben, liebt sie ihn doch.«

Peter Lord sagte mit leiser, erbitterter Stimme:

»Und ob sie ihn liebt! Liebt ihn wahnsinnig!«

»Also dann gab es ein Motiv ...«

Peter Lord wandte sich rasch nach ihm um, sein Gesicht zornentbrannt.

»Macht das etwas? Sie könnte es getan haben, ja! Es liegt mir nichts dran!«

»Aha!«

»Aber ich will nicht, daß sie aufgehängt wird, sage ich Ihnen!

Und wenn sie zur Verzweiflung getrieben wurde? Die Liebe ist eine verzweifelte und verdrehte Sache. Sie kann aus einem Wurm einen Mordkerl machen – und kann einen anständigen, rechtschaffenen Menschen zu Boden zerren! Und wenn sie es tat! Haben Sie kein Mitleid?«

»Ich billige Mord nicht«, murmelte Poirot.

Peter Lord starrte ihn an, schaute weg, starrte wieder und brach schließlich in Lachen aus. »So etwas zu sagen – so etwas Braves, Korrektes! Wer verlangt von Ihnen, daß Sie es billigen? Ich verlange nicht, daß Sie lügen! Die Wahrheit ist die Wahrheit, nicht! Wenn Sie etwas finden, das zugunsten eines Angeklagten spricht, wären Sie doch nicht geneigt, es zu unterdrücken, weil er schuldig ist, wie?«

»Gewiß nicht.«

»Also, warum zum Teufel können Sie nicht tun, was ich von Ihnen verlange?«

Hercule Poirot sagte:

»Mein Freund, ich bin vollkommen bereit, es zu tun ...«

9. Kapitel

Peter Lord starrte ihn an, nahm ein Taschentuch heraus, wischte sich das Gesicht ab und warf sich auf einen Sessel.

»Uff!« sagte er. »Sie haben mich ordentlich bearbeitet! Ich sah nicht im mindesten, worauf Sie hinauswollten!«

»Ich prüfte den Fall gegen Elinor Carlisle. Jetzt kenne ich ihn.

Mary Gerrard wurde Morphium eingegeben, und soviel ich sehen kann, muß sie es in dem belegten Brötchen bekommen haben. Niemand hat dieses Brötchen berührt als Elinor Carlisle.

Elinor Carlisle hatte einen Beweggrund, Mary Gerrard zu töten, ist, Ihrer Meinung nach, fähig, Mary Gerrard zu töten, und hat, aller Wahrscheinlichkeit nach, Mary Gerrard getötet. Ich sehe keinen Grund, etwas anderes zu glauben.

Das, mein Freund, ist eine Seite des Falles. Nun wollen wir auf die andere eingehen. Wir wollen alle diese Betrachtungen beiseite schieben und die Sache vom entgegengesetzten Gesichtswinkel angehen: Wenn Elinor Carlisle Mary Gerrard nicht tötete, wer hat es getan? Oder hat Mary Gerrard Selbstmord begangen?«

Peter Lord setzte sich auf, seine Stirn war gerunzelt. »Sie waren vorhin nicht ganz genau.«

»Ich? Nicht genau?« Es klang beleidigt.

Peter Lord fuhr unbeirrt fort: »Nein. Sie sagten, niemand als Elinor Carlisle habe diese Brötchen berührt. Das wissen Sie nicht.«

»Es war sonst niemand im Haus.«

»Soweit wir es wissen! Sie vergessen eine kurze Zeitperiode.

Die Zeit, während welcher Elinor Carlisle das Haus verließ, um zum Pförtnerhaus hinunterzugehen. Während dieser Zeit standen die Brötchen auf einem Teller in der Anrichtekammer, und jemand könnte etwas mit ihnen gemacht haben.«

Poirot tat einen tiefen Atemzug. »Sie haben recht, mein Freund. Ich gebe es zu. Es gab eine Zeit, während welcher jemand Zutritt zu dem Teller mit Brötchen haben konnte; das heißt, was für eine Art Mensch ...« – Er machte eine Pause.

»Betrachten wir einmal diese Mary Gerrard. Jemand, nicht Elinor Carlisle, wünscht ihren Tod. Warum? Hat jemand durch ihren Tod etwas zu gewinnen? Hatte sie Geld zu hinterlassen?«

Peter Lord schüttelte den Kopf.

»Jetzt nicht. In einem Monat hätte sie zweitausend Pfund gehabt. Elinor Carlisle gab ihr diese Summe, weil sie dachte, ihre Tante würde es gewünscht haben. Aber die Hinterlassenschaft der alten Dame ist noch nicht verteilt.«

»Also können wir das Geldmotiv ausscheiden. Mary Gerrard war schön, sagen Sie. Da gibt es immer Komplikationen. Hatte sie Verehrer?«

»Wahrscheinlich. Ich weiß nicht viel davon.«

»Wer könnte das wissen?«

Peter Lord grinste. »Da werde ich Sie zu Schwester Hopkins schicken, sie ist das Neuigkeitsblatt. Sie weiß alles, was in Maidensford vorgeht.«

»Ich wollte Sie schon bitten, mir Ihre Eindrücke von den zwei Pflegerinnen zu schildern.«

»Nun, die O'Brien ist Irländerin, gute Pflegerin, tüchtig, ein wenig albern, kann boshaft sein, ein wenig lügnerisch – erzählt gelegentlich Phantastereien, bei denen es ihr nicht so sehr um die Täuschung zu tun ist als darum, aus allem eine unterhaltende Geschichte zu machen.«

Poirot nickte.

»Hopkins ist eine vernünftige, kluge Frau mittleren Alters, ganz freundlich und tüchtig, aber mit zuviel Interesse für die Angelegenheiten anderer Leute!«

»Wenn es etwas mit einem jungen Mann im Dorf gegeben hätte, würde Schwester Hopkins davon wissen?«

»Darauf können Sie wetten!« Er fügte langsam hinzu:

»Dennoch glaube ich nicht, daß es etwas Besonderes in der Beziehung gegeben hat. Mary war noch nicht lange zurück, sie war zwei Jahre in Deutschland gewesen.«

»Sie war einundzwanzig?«

»Ja.«

»Es mag da eine Sache in Deutschland gegeben haben.«

Peter Lords Gesicht hellte sich auf. Er sagte eifrig: »Sie meinen, daß irgendein deutscher Bursch etwas gegen sie gehabt haben mag? Er kann ihr hierher gefolgt sein, eine Zeitlang gewartet und dann sein Vorhaben ausgeführt haben?«

»Das klingt ein wenig melodramatisch«, sagte Hercule Poirot zweifelnd.

»Aber es ist möglich?«

»Jedoch nicht sehr wahrscheinlich.«

»Das finde ich nicht. Jemand könnte ganz verrückt nach dem Mädels sein und rot sehen, als sie ihn stehenließ. Er kann sich einbilden, sie habe ihn schlecht behandelt. Das ist eine Idee.«

»Eine Idee ist es, ja«, sagte Poirot, doch seine Stimme klang nicht ermutigend.

Peter Lord sagte bittend: »Fahren Sie fort, Poirot.«

»Ich sehe, Sie wollen, daß ich ein Zauberer bin und aus dem leeren Hut ein Kaninchen nach dem anderen hole.«

»Sie können es auch so nennen.«

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, meinte Hercule Poirot.

»Weiter!«

»Jemand nahm an jenem Abend im Juni ein Röhrchen mit Morphinum aus Schwester Hopkins' Koffer. Nehmen wir an, Mary Gerrard sah den Betreffenden?«

»Sie würde es erwähnt haben.«

»Nein, nein, mon cher. Seien Sie vernünftig! Wenn Elinor Carlisle oder Roderick Welman oder Schwester O'Brien oder sogar eins von den Dienstleuten den Koffer geöffnet und ein Glasröhrchen daraus genommen hätte, was würde jeder, der es sah, denken? Einfach, daß der Betreffende von der Pflegerin geschickt worden war, um etwas daraus zu holen. Mary Gerrard würde die Sache für den Moment glatt vergessen, sich jedoch möglicherweise später daran erinnern und es zufällig der Betreffenden gegenüber erwähnen – oh, ohne den geringsten Verdacht der Welt. Aber stellen Sie sich die Wirkung einer solchen Bemerkung auf den Mörder Frau Welmans vor! Mary hatte es gesehen, Mary mußte um jeden Preis verstummen! Ich kann Ihnen versichern, mein Freund, daß einer, der einmal einen Mord begangen hat, es nur zu leicht findet, einen zweiten zu begehen!«

»Ich dachte die ganze Zeit, daß Frau Welman das Zeug selbst genommen habe ...«, sagte Peter Lord mit einem Stirnrunzeln.

»Aber sie war gelähmt – hilflos – hatte eben einen zweiten Schlaganfall gehabt.«

»Ich weiß. Meine Idee war, daß sie, nachdem sie sich auf irgendeine Art Morphinum verschafft hatte, es irgendwo in ihrer Nähe aufbewahrte.«

»Dann hätte sie sich aber das Morphinum vor ihrem zweiten Anfall verschaffen müssen; die Pflegerin vermißte es jedoch erst nachher.«

»Hopkins kann das Morphinum wohl erst diesen Morgen vermißt haben, es kann aber schon ein oder zwei Tage vorher entwendet worden sein, ohne daß sie es bemerkt hatte.«

»Wie hätte die alte Dame es bekommen können?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht ein Dienstmädchen bestochen. In dem Fall würde das Mädchen es nie gestehen.«

»Sie glauben nicht, daß eine der Pflegerinnen bestechlich wäre?« Lord schüttelte den Kopf.

»Niemals! Erstens nehmen es beide sehr streng mit ihrem beruflichen Gewissen – und zweitens hätten sie viel zuviel Angst, um so etwas zu tun: sie würden die Gefahr für sich selbst erkennen.«

»Das ist richtig«, sagte Poirot. Er fügte nachdenklich hinzu:

»Es sieht aus, als kehrten wir zum Ausgangspunkt zurück, nicht?

Wer hat am ehesten das Röhrchen genommen? Elinor Carlisle.

Wir können sagen, daß sie die Sicherheit haben wollte, ein großes Vermögen zu erben. Jedoch wir können auch großmütiger sein und sagen, daß sie, von Mitleid bewegt, das Morphinum genommen und ihrer Tante auf wiederholten Wunsch eingeflößt habe; genommen aber hat sie es –, und Mary Gerrard sah sie dabei. Also sind wir wieder bei den Brötchen und dem leeren Haus und haben wieder Elinor Carlisle – aber diesmal mit einem anderen Beweggrund: um ihren Hals zu retten.«

»Das ist phantastisch! Ich sage Ihnen, sie ist nicht so! Geld bedeutet ihr nicht so viel – auch Roderick Welman denkt so, das muß ich zugeben. Ich habe schon beide das sagen gehört!«

»So? Das ist sehr interessant. Diese Art Aussprüche erscheinen mir immer sehr verdächtig.«

»Hol Sie der Teufel, Poirot, müssen Sie immer alles so herumdrehen, daß es wieder zu dem Mädchen führt?«

»Ich bin es nicht, der die Dinge dreht, sie führen selbst dorthin.

Es ist wie der Zeiger in einer Jahrmarktsbude, er schwingt herum, und wenn er stehenbleibt, deutet er stets auf denselben Namen: Elinor Carlisle.«

»Nein!«

Hercule Poirot schüttelte traurig den Kopf, dann fragte er:

»Hat sie Verwandte, diese Elinor Carlisle? Schwestern?

Vettern? Vater und Mutter?«

»Nein, sie ist eine Waise – allein in der Welt ...«

»Wie pathetisch das klingt! Bulmer wird das sicherlich großartig ins Spiel bringen! Wer erbt denn ihr Geld, wenn sie stirbt?«

»Ich weiß nicht. Habe nicht darüber nachgedacht.«

Poirot sagte mit leisem Tadel: »Man sollte immer an diese Dinge denken. Hat sie zum Beispiel ein Testament gemacht?«

Peter Lord wurde rot. Er sagte unsicher:

»Ich – ich weiß nicht.«

Poirot blickte zur Decke hinauf und legte seine Fingerspitzen zusammen. »Es wäre gut, wissen Sie, wenn Sie mir sagen möchten ...«

»Was sagen möchten?«

»Genau, an was Sie momentan denken – wie belastend es für Elinor Carlisle auch sein mag.«

»Woher wissen Sie – «

»Ja, ja, ich weiß. Sie haben etwas – irgendeinen Zwischenfall im Sinn! Es wird gut sein, wenn Sie es mir sagen, sonst stelle ich es mir noch etwas schlimmer vor, als es ist!«

»Es ist eigentlich nichts – «

»Gut, wir wollen sagen, daß es nichts ist, aber lassen Sie mich hören, was es ist.«

Langsam, ungerne, ließ Peter Lord die Geschichte aus sich herausholen – jene Szene, wie Elinor an dem Fenster von Schwester Hopkins' Häuschen lehnte und wie sie lachte.

Poirot sagte nachdenklich:

»So, das sagte sie also: ›Sie machen Ihr Testament, Mary?«

Das ist komisch – das ist sehr komisch.‹ Und Ihnen war es ganz klar, was sie dachte ... Sie hatte vielleicht gedacht, daß Mary Gerrard nicht lange leben würde ...«

»Ich habe mir das nur eingebildet. Ich weiß nicht.«

»Nein, Sie haben es sich nicht nur eingebildet ...«

10. Kapitel

Hercule Poirot saß in dem Häuschen von Schwester Hopkins.

Dr. Lord hatte ihn hingebacht, ihn vorgestellt und ihn dann mit Schwester Hopkins allein gelassen. Nachdem sie anfangs seine ausländische Erscheinung kritisch angeschaut hatte, taute sie nun rasch auf.

Sie sagte mit einer gewissen Sensationslüsternheit: »Ja, es ist eine schreckliche Sache! Eine der schrecklichsten Sachen, die mir je vorgekommen sind. Mary war eines der schönsten Mädchen, die man sehen konnte, hätte jederzeit zum Film gehen können! Und ein nettes, braves Mädel dabei und nicht eingebildet, wie sie bei all der Beachtung, die ihr geschenkt wurde, leicht hätte werden können.«

Geschickt schob Poirot die Frage ein: »Sie meinen die Beachtung, die ihr Frau Welman schenkte?«

»Das meine ich, ja. Die alte Dame hatte eine ungeheure Vorliebe für sie gefaßt – wirklich, eine ungeheure Vorliebe.«

»Überraschend, vielleicht?« murmelte Hercule Poirot.

»Je nachdem. Es könnte auch ganz natürlich sein. Ich meine ...«

Schwester Hopkins biß sich auf die Lippen und sah verwirrt aus. »Was ich meine, ist, Mary hatte eine sehr liebe Art, angenehme, sanfte Stimme und gute Manieren. Und meiner Meinung nach tut es einer älteren Person gut, ein junges Gesicht um sich zu haben.«

»Ich vermute, Fräulein Carlisle kam gelegentlich her, um ihre Tante zu besuchen?«

Schwester Hopkins sagte scharf: »Fräulein Carlisle kam her, wenn es ihr paßte.«

»Sie mögen Fräulein Carlisle nicht«, murmelte Poirot.

»Das will ich meinen! Eine Giftmischerin! Eine kaltblütige Giftmischerin!«

»Ah«, sagte Hercule Poirot, »ich sehe, Sie haben sich schon ein Urteil gebildet.« – Schwester Hopkins fragte mißtrauisch:

»Wie meinen Sie das – ein Urteil gebildet?«

»Sie sind ganz sicher, daß sie es war, die Mary Gerrard das Morphium gab?«

»Wer hätte es sonst tun können, möchte ich wissen? Sie wollen doch nicht behaupten, daß ich es war?«

»Nicht einen Augenblick. Aber ihre Schuld ist doch noch nicht bewiesen, vergessen Sie nicht!«

Schwester Hopkins sagte mit ruhiger Sicherheit: »Sie hat es schon getan. Abgesehen von allem ändern, konnte man es in ihrem Gesicht sehen. Sonderbar war sie die ganze Zeit. Und hat mich hinaufgeführt und dort zurückgehalten – solange gebraucht wie nur möglich! Und als ich, nachdem wir Mary in dem Zustand gefunden hatten, mich gegen sie wandte, da stand es auf ihrem Gesicht so deutlich wie nur irgend etwas. Sie wußte, daß ich es wußte!«

»Es ist jedenfalls schwer zu sagen, wer es sonst getan haben könnte. Außer natürlich, sie hat es

selbst getan.«

»Wie meinen Sie das – selbst getan? Meinen Sie, daß Mary Selbstmord beging? So einen Unsinn hab ich noch nicht gehört!«

»Man kann nie wissen. Das Herz eines jungen Mädchens ist sehr empfindlich, sehr zart.« Er machte eine Pause. »Es wäre doch möglich gewesen, nicht? Sie hätte doch etwas in ihren Tee geben können, ohne daß Sie es bemerkten?«

»In ihre Tasse, meinen Sie.«

»Ja. Sie haben sie doch nicht die ganze Zeit beobachtet.«

»Ich habe sie nicht beobachtet – nein. Ja, ich vermute, das könnte sie getan haben ... Aber das ist alles Unsinn! Warum hätte sie so etwas tun sollen?«

Hercule Poirot schüttelte den Kopf nachdenklich wie vorhin.

»Das Herz eines jungen Mädchens ... wie ich schon sagte – so empfindlich! Eine unglückliche Liebesgeschichte vielleicht -«

Schwester Hopkins ließ ein verächtliches Schnauben hören.

»Mädel bringen sich wegen Liebesgeschichten nicht um – außer sie sind in der Hoffnung – und das war Mary nicht, kann ich Ihnen sagen!«

Sie schaute ihn ganz kriegerisch an.

»Und sie war nicht verliebt?«

»Nein, durchaus nicht, ganz herzensheil. Eifrig bei ihrer Arbeit und freute sich ihres Lebens.«

»Aber sie muß doch Verehrer gehabt haben, da sie so ein anziehendes Mädchen war.«

»Sie war nicht eins von den Mädchen mit dem gewissen Etwas - Sex-Appeal! Sie war ein ruhiges Mädel!«

»Aber es gab sicher junge Männer im Dorf, die sie bewunderten.«

»Ja, da war Ted Bigland, freilich«, erklärte Schwester Hopkins. Poirot erkundigte sich nach einigen Einzelheiten über Ted Bigland.

»Er war sehr verliebt in Mary«, sagte Schwester Hopkins.

»Aber, wie ich auch ihr selber sagte, sie war zu gut für ihn.«

»Er muß wütend gewesen sein, als sie nichts mit ihm zu tun haben wollte, was?«

»Freilich war er böse, ja«, gab Schwester Hopkins zu. »Ergab noch dazu mir die Schuld.«

»Er dachte, Sie sind schuld daran?«

»Das behauptete er. Es war mein gutes Recht, dem Mädchen einen Rat zu geben. Schließlich kenne ich die Welt. Ich wollte nicht, daß das Mädel sich wegwirft.«

Poirot fragte sanft:

»Wieso hat Ihnen das Mädchen soviel Interesse eingeflößt?«

»Ja, ich weiß nicht ...« Schwester Hopkins zögerte, sie sah scheu aus, so als schäme sie sich ein wenig. »Es war etwas – nun - Romantisches um Mary.«

»Um sie vielleicht, aber nicht um ihre Verhältnisse. Sie war die Tochter des Pförtners, nicht?«

»Ja, ja – natürlich. Wenigstens -« Sie zögerte und sah Poirot an, der sie in seiner mitfühlendsten Art anblickte.

»Tatsächlich«, sagte Schwester Hopkins in einem plötzlichen Vertrauensausbruch, »war sie gar nicht die Tochter vom alten Gerrard. Er hatte es mir gesagt. Ihr Vater war ein Gentleman.«

Poirot murmelte: »Ah ... und ihre Mutter?«

Schwester Hopkins zögerte abermals, biß sich auf die Lippen und fuhr dann fort:

»Ihre Mutter war Kammerjungfer bei der alten Frau Welman.

Sie heiratete Gerrard, nachdem Mary geboren war.«

»Alles, wie Sie richtig sagen, ein ganzer Roman – ein geheimnisvoller Roman.«

Schwester Hopkins' Gesicht hellte sich auf. »Nicht wahr? Man kann doch nicht anders, als sich für jemand interessieren, wenn man etwas von ihm weiß, was sonst niemand weiß. Durch reinen Zufall erfuhr ich eine Menge. Eigentlich war es ja Schwester O'Brien, die mich auf die Spur brachte, aber das ist eine andere Geschichte. Jedoch, wie Sie sagen, es ist interessant, die Vergangenheit zu kennen. Von gar mancher Tragödie hat niemand eine Ahnung. Es ist eine traurige Welt.«

Poirot seufzte und schüttelte den Kopf.

Schwester Hopkins sagte, nun erschrocken: »Aber ich hätte nicht so zu Ihnen reden sollen! Ich möchte um die Welt nicht, daß ein Wort von alldem herauskommt! Schließlich hat es ja nichts mit dem Fall zu tun. Soweit es die Leute angeht, war Mary Gerrards Tochter, und nichts anderes darf auch nur angedeutet werden. Sie in den Augen der Welt herabzusetzen, nachdem sie tot ist! Er hat ihre Mutter geheiratet und das genügt.«

»Aber Sie wissen vielleicht, wer ihr wirklicher Vater war?«

»Nun, vielleicht weiß ich es und vielleicht auch nicht. Das heißt, wissen tue ich gar nichts, ich könnte höchstens erraten.

Alte Sünden haben lange Schatten, wie man zu sagen pflegt!

Aber ich bin keine Klatschbase und werde kein Wort mehr sagen.«

Poirot zog sich taktvoll von dem Angriff zurück und ging auf ein anderes Thema über. »Da ist noch etwas – eine heikle Sache.

Aber ich bin überzeugt, ich kann mich auf Ihre Diskretion verlassen.«

Ein geschmeicheltes Lächeln verbreitete sich auf Schwester Hopkins' unschönen Zügen.

Poirot fuhr fort: »Ich spreche von Herrn Roderick Welman.

Wie ich höre, war er von Mary Gerrard gefesselt.«

»Rein umgeschmissen von ihr!«

»Obwohl er zu jener Zeit mit Fräulein Carlisle verlobt war?«

»Wenn Sie mich fragen«, sagte Schwester Hopkins, »er war nie so richtig verliebt in Fräulein Carlisle, nicht, was ich verliebt nenne.«

Poirot fragte: »Hat Mary Gerrard seine – hm – Bemühungen um sie begünstigt?«

Schwester Hopkins sagte scharf:

»Sie hat sich sehr gut benommen. Niemand könnte sagen, sie hat ihn ermutigt!«

»War sie in ihn verliebt?«

»Nein, das war sie nicht«, sagte Schwester Hopkins entschieden. »Aber sie hat ihn gut leiden können?«

»O ja, sie hat ihn ganz gut leiden können.«

»Ich vermute, mit der Zeit hätte etwas daraus werden können?«

Schwester Hopkins gab das zu. »Das kann sein. Aber Mary hätte nichts Übereiltes getan. Sie sagte ihm hier, er dürfe nicht so mit ihr reden, wenn er mit Fräulein Elinor verlobt sei. Und als er sie in London besuchte, sagte sie dasselbe.«

Poirot fragte mit einer Miene gewinnender Aufrichtigkeit:

»Wie denken Sie selbst über Herrn Roderick Welman?«

»Er ist ein ganz netter junger Mensch. Aber etwas nervös.

Sieht aus, als könnte er später einmal magenleidend werden; diese nervösen Leute werden es oft.«

»Hat er seine Tante sehr gern gehabt?«

»Ich glaube schon.«

»Hat er viel bei ihr gesessen, als sie so krank war?«

»Sie meinen, nachdem sie den zweiten Schlaganfall hatte? In der Nacht, bevor sie starb, als sie herkamen? Ich glaube nicht, daß er überhaupt in ihr Zimmer ging!«

»Wirklich?«

»Sie hat nicht nach ihm verlangt. Und wir hatten natürlich keine Ahnung, daß das Ende so nahe sei. Es gibt eine Menge solcher Männer, wissen Sie: weichen einem Krankenzimmer aus. Sie können nichts dafür. Und es ist auch nicht Herzlosigkeit.

Sie wollen nur nicht erschüttert werden.«

Poirot nickte verständnisvoll. »Sind Sie sicher, daß Herr Welman nicht in das Zimmer seiner Tante ging, bevor sie starb?«

»Nun, nicht, solange ich Dienst machte! Schwester O'Brien löste mich um drei Uhr früh ab, und sie kann ihn vor dem Ende geholt haben, gesagt hat sie mir nichts davon.«

»Er kann in ihr Zimmer gegangen sein, während Sie abwesend waren?«

Schwester Hopkins fuhr ihn an: »Ich lasse meine Patienten nicht allein, Herr Poirot.«

»Bitte tausendmal um Entschuldigung; das habe ich nicht gemeint. Ich dachte, vielleicht hätten Sie kochendes Wasser gebraucht oder hinunterlaufen müssen um irgendein Mittel.«

Besänftigt sagte Schwester Hopkins: »Ich ging wohl hinunter, um die Wärmflaschen frisch füllen zu lassen. Ich wußte, daß heißes Wasser in der Küche sei.«

»Wie lange waren Sie weg?«

»Vielleicht fünf Minuten.«

»Ach ja, da kann Herr Welman zu ihr hineingeschaut haben?«

»Da müßte er sich sehr beeilt haben.«

Poirot seufzte: »Wie Sie sagen, die Männer weichen der Krankheit aus! Die Frauen sind unsere hilfreichen Engel! Was würden wir ohne sie tun? Besonders die Frauen Ihres Berufes ein wahrhaft edler Beruf!«

Schwester Hopkins errötete ein wenig: »Es ist sehr freundlich von Ihnen, das zu sagen. Ich selbst habe nie in dieser Weise daran gedacht. Zuviel schwere Arbeit beim Pflegen, um an die edle Seite des Berufes zu denken!«

»Und es gibt sonst nichts, das Sie mir über Mary Gerrard sagen können?« fragte Poirot.

Eine merkbare Pause trat ein, ehe Schwester Hopkins antwortete: »Ich weiß von nichts.«

»Sind Sie ganz sicher?«

Schwester Hopkins sagte etwas unzusammenhängend: »Sie verstehen nicht. Ich hatte Mary gern.«

»Und es gibt nichts, was Sie mir sagen könnten?«

»Nein, es gibt nichts! Absolut nichts.«

11. Kapitel

In der majestätischen Gegenwart der schwarzgekleideten Frau Bishop saß Hercule Poirot mit geziemender Demut.

Das Auftauen von Frau Bishop war keine kleine Sache. Denn Frau Bishop, eine Frau von konservativen Sitten und Ansichten, mißbilligte Ausländer höchlichst. Und ein Ausländer war Hercule Poirot zweifellos. Ihre Antworten waren frostig, und sie betrachtete ihn mit Abneigung und Mißtrauen.

Dr. Lords Vorstellung hatte wenig dazu beigetragen, die Situation zu mildern.

»Ich bin überzeugt«, sagte Frau Bishop, als Dr. Lord gegangen war, »daß Dr. Lord ein sehr geschickter Arzt ist und es gut meint. Dr. Ransome, sein Vorgänger, war viele Jahre lang hier.«

Das hieß, daß man auf Dr. Ransome bauen konnte, er würde sich in der für die »Gesellschaft« passenden Art benehmen. Dr.

Lord, ein junger, unverantwortlicher Mensch, ein Emporkömmling, der Dr. Ransomes Stelle eingenommen hatte, hatte nur eine Empfehlung für sich: Geschicklichkeit in seinem Beruf. Und Geschicklichkeit, schien das ganze Benehmen von Frau Bishop zu sagen, ist nicht genug!

Hercule Poirot war überredend. Er war geschickt. Aber obschon er seinen ganzen Charme und seine ganze Klugheit spielen ließ, blieb Frau Bishop fremd und ablehnend.

Der Tod von Frau Welman war sehr traurig gewesen. Sie war hoch geachtet in der Umgebung. Die Verhaftung von Fräulein Carlisle war »ein Skandal!« und wahrscheinlich das Resultat von »diesen neumodischen Polizeimethoden«. Die Ansichten von Frau Bishop über den Tod von Mary Gerrard waren höchst unklar. »Das kann ich wirklich nicht sagen«, war der äußerste Ausspruch, zu dem man sie bringen konnte.

Da spielte Hercule Poirot seine letzte Karte aus. Er erzählte mit naivem Stolz von seinem kürzlichen Besuch in Sandringham. Er sprach mit Bewunderung von der Gnade und entzückenden Einfachheit und Güte der königlichen Herrschaften.

Frau Bishop, die täglich in den Hofnachrichten das genaue Tun und Lassen des Hofes verfolgte, war überwältigt.

Schließlich, wenn sie um Herrn Poirot geschickt hatten ... Das machte natürlich einen großen Unterschied! Ausländer oder nicht, wer war sie, Emma Bishop, daß sie sich zurückhalten wollte, wo der Hof vorangegangen war?

Bald waren sie und Herr Poirot in angenehmer Unterhaltung über ein wirklich interessantes Thema begriffen – nicht weniger als die Wahl eines passenden Gatten für Prinzessin Elisabeth!

Nachdem alle möglichen Heiratskandidaten als nicht gut genug erledigt waren, bewegte sich die Rede in weniger erhabenen Kreisen. Poirot bemerkte tiefsinnig: »Die Ehe ist ach! – durchsetzt von Gefahren und Fallgruben!«

»Jawohl – und dann diese Scheidungen heute«, entgegnete Frau Bishop, als spreche sie von einer ansteckenden Krankheit wie Schafblattern.

»Ich vermute«, sagte Poirot, »daß Frau Welman vor ihrem Tode sehr gewünscht haben muß, ihre Nichte passend vermählt zu sehen?«

Frau Bishop neigte ihr Haupt. »Ja gewiß. Die Verlobung von Fräulein Elinor mit Herrn Roderick war ihr eine große Beruhigung. Sie hatte immer darauf gehofft.«

»Die Verlobung kam vielleicht teilweise aus dem Wunsch, sie zu erfreuen, zustande?«

»Oh, nein, das möchte ich nicht behaupten, Herr Poirot.

Fräulein Elinor hat immer sehr an Herrn Roddy gehangen schon als kleines Ding – es war reizend zu sehen! Fräulein Elinor hat eine sehr anhängliche und zärtliche Natur!«

»Und er?« murmelte Poirot.

Frau Bishop sagte streng: »Herr Roderick hing an Fräulein Elinor.«

»Die Verlobung wurde jedoch, glaube ich, gelöst?«

Das Blut stieg Frau Bishop in die Wangen. Sie sagte: »Dank den Ränken einer Schlange, Herr Poirot!« – »Wirklich?«

Frau Bishop erklärte mit noch röterem Gesicht: »Man ist gewohnt, einen gewissen Abstand zu bewahren, wenn man von Toten spricht. Aber diese junge Person, Herr Poirot, war heimtückisch in ihrem Vorgehen.«

Poirot sah sie einen Augenblick nachdenklich an. Dann sagte er scheinbar harmlos: »Sie setzen mich in Erstaunen. Ich hatte den Eindruck bekommen, daß sie ein einfaches und bescheidenes Mädchen sei.«

Das Kinn von Frau Bishop zitterte ein wenig vor Erregung.

»Sie war schlau, Herr Poirot. Die Leute sind darauf hereingefallen! Die Schwester Hopkins, zum

Beispiel! Ja, und meine arme, liebe Frau Welman ebenfalls!«

Poirot schüttelte den Kopf teilnehmend.

»In der Tat«, sagte Frau Bishop. »Es ging ihr schlecht, der lieben armen Frau Welman, und diese Person schlich sich in ihr Vertrauen. Sie wußte, wie man so sagt, auf welcher Seite ihr Brot gebuttert war! Immer da, ihr vorzulesen, brachte ihr kleine Blumensträußchen. Es hieß ›Mary dies‹ und ›Wo ist Mary?‹ die ganze Zeit! Und das Geld, das sie für das Mädel ausgab!

Teure Schulen und Ausbildung im Ausland dazu – und das Mädel nichts als die Tochter vom alten Gerrard! Ihm hat das nicht gefallen, kann ich Ihnen sagen! Er hat sich oft über ihre Feinen-Damen-Manieren beklagt. Hat sich überhoben, das Fräulein, das war es.«

Diesmal schüttelte Poirot den Kopf und sagte voll Mitgefühl:

»Du lieber Gott!«

»Und dann – dieses Heranmachen an Herrn Roddy, wie sie es tat! Er war zu harmlos, um sie zu durchschauen. Und Fräulein Elinor, feine Dame, wie sie ist, begriff natürlich nicht, was sich vorbereitete. Aber die Männer sind alle gleich: schnell eingefangen mit Schmeichelei und einer hübschen Larve!«

Poirot seufzte: »Sie hatte doch vermutlich Verehrer aus ihrem eigenen Stand?« fragte er.

»Natürlich! Da war der Sohn von Rufus Bigland, der junge Ted – ein so netter Bursche, wie man sich nur wünschen kann.

Doch nein, meine feine Dame war zu gut für ihn.«

»War er nicht böse, daß sie ihn so behandelte?«

»Na und ob! Er beschuldigte sie, mit Herrn Roddy etwas zu haben, das weiß ich genau. Ich kann es dem Jungen nicht verargen, daß er so verletzt war!«

»Ich auch nicht«, erklärte Poirot. »Sie interessieren mich außerordentlich, Frau Bishop. Manche Leute haben es weg, einen Charakter mit ein paar Worten klar und deutlich darzustellen. Es ist ein großes Talent. Ich habe endlich ein klares Bild von Mary Gerrard.«

»Aber bitte«, meinte Frau Bishop, »ich sage kein Wort gegen das Mädchen! Das würde ich nie tun – wo sie im Grab liegt.

Aber es ist zweifellos, daß sie viel Verdruß verursachte!«

Poirot murmelte:

»Wo hätte es wohl geendet, fragt man?«

»Das sage ich auch!« sagte Frau Bishop. »Sie können mir glauben, Herr Poirot, wenn meine liebe Herrin nicht gestorben wäre – und so hart auch der Schlag für uns war –, ich weiß nicht, was das Ende gewesen wäre!«

»Sie meinen?« Poirots Stimme klang einladend.

Frau Bishop sagte feierlich: »Es ist mir wieder und wieder begegnet, meine eigene Schwester war in Stellung, wo es passierte. Einmal als der alte Oberst Randolph starb und keinen Pfennig seines Vermögens seiner Frau, sondern alles einem Frauenzimmer in Eastborne hinterließ – und einmal die alte Frau Dacres – sie hinterließ es dem Organisten der Kirche – einem von diesen langhaarigen jungen Männern – wo sie doch verheiratete Söhne und Töchter hatte!«

»Sie meinen wohl, daß Frau Welman ihr ganzes Geld vielleicht Mary Gerrard hinterlassen hätte?«

»Es hätte mich nicht überrascht!« sagte Frau Bishop. »Darauf arbeitete die junge Person zweifellos hin. Und wenn ich ein Wort zu sagen wagte, biß mir Frau Welman beinahe den Kopf ab, obwohl ich fast zwanzig Jahre bei ihr war. Es ist eine undankbare Welt, Herr Poirot. Man versucht seine Pflicht zu tun und wird nicht geschätzt.«

»Ach«, seufzte Poirot, »wie wahr das ist!«

»Aber Schlechtigkeit triumphiert nicht immer«, sagte Frau Bishop.

»Richtig, Mary Gerrard ist tot ... Die Umstände ihres Todes scheinen ganz unerklärlich.«

»Die Polizei und ihre neuartigen Ideen!« schnaubte Frau Bishop. »Ist es wahrscheinlich, daß eine wohlherzogene junge Dame aus guter Familie wie Fräulein Elinor herumgehen würde und Leute vergiften? Und mich wollten sie auch hineinziehen, behauptet, ich hätte gesagt, ihr Wesen sei eigentümlich gewesen!«

»Aber war es nicht eigentümlich?«

»Und warum sollte es nicht eigentümlich sein?« Frau Bishops Busen hob sich erregt. »Fräulein Elinor ist eine junge gefühlvolle Dame, sie war im Begriff, die Sachen ihrer Tante zu ordnen – und so etwas ist immer eine peinliche Sache.«

Poirot nickte verständnisvoll. »Es hätte es ihr sehr erleichtert, wenn Sie sie begleitet hätten.«

»Das wollte ich ja, Herr Poirot, aber sie lehnte ganz heftig ab.

Ach, Fräulein Elinor war immer eine sehr stolze und zurückhaltende junge Dame. Dennoch wünschte ich, daß ich mit ihr gegangen wäre.«

»Sie dachten nicht daran, ihr ins Haus zu folgen?«

Frau Bishop hob das Haupt majestätisch. »Ich gehe nicht dorthin, wo man mich nicht haben will, Herr Poirot.«

Poirot sah beschämt drein. Er murmelte: »Außerdem hatten Sie zweifellos an diesem Morgen wichtige Dinge zu tun?«

»Es war ein sehr warmer Tag, ich erinnere mich, sehr schwül.«

Sie seufzte. »Ich ging auf den Friedhof, um ein paar Blumen als Zeichen meiner Verehrung auf Frau Welmans Grab zu legen, und mußte mich dort lange ausruhen. Die Hitze hat mich ganz überwältigt, ich kam zu spät zum Essen nach Hause, und meine Schwester war ganz bestürzt, als sie sah, wie aufgelöst ich vor Hitze war!« Poirot blickte sie bewundernd an. Er sagte:

»Ich beneide Sie, Frau Bishop. Es ist in der Tat angenehm, wenn man sich nach einem Todesfall nichts vorzuwerfen hat.

Herr Roderick, denke ich mir, muß sich doch Vorwürfe machen, daß er an jenem Abend nicht zu seiner Tante hineingegangen ist, obwohl er natürlich nicht wissen konnte, daß sie so bald dahingehen würde.«

»Aha, da sind Sie aber im Irrtum, Herr Poirot, das kann ich Ihnen mit Bestimmtheit sagen, Herr Roddy ging ja in das Zimmer seiner Tante! Ich war gerade draußen auf dem Treppenabsatz. Ich hatte die Pflegerin hinuntergehen gehört und dachte, ich wolle mich vergewissern, ob Frau Welman nicht etwas brauche, denn Sie wissen, wie Pflegerinnen sind: bleiben immer lange unten, um mit den Mädchen zu schwätzen, oder quälen sie zu Tod, indem sie ständig etwas verlangen. Nicht daß Schwester Hopkins so schlimm war wie die andere, die rothaarige, die immer schwätzte und Verdruß machte! Aber wie gesagt, ich dachte, ich müsse nachsehen, ob alles in Ordnung sei, und da sah ich Herrn Roddy in das Zimmer seiner Tante schlüpfen. Ich weiß nicht, ob sie ihn erkannte oder nicht, aber jedenfalls hat er sich nichts vorzuwerfen.«

»Das freut mich. Er ist ziemlich nervös, nicht wahr?«

»Ein bißchen grillig. War er immer.«

»Frau Bishop, Sie sind offenbar eine Frau mit großer Menschenkenntnis. Ich habe mir eine hohe Meinung von Ihrem Urteil gebildet. Was ist Ihrer Meinung nach die Wahrheit über Mary Gerrards Tod?«

Frau Bishop schnob verächtlich: »Das ist doch klar, denke ich!

Eine von diesen schlechten Pasten von Abbott. Hat sie monatelang auf seinen Fächern stehen! Meine Cousine wurde einmal krank von Krabben-Konserven und ist beinahe daran gestorben!«

»Was bedeutete dann aber das Morphinum, das in der Leiche gefunden wurde?« wendete Poirot ein.

Frau Bishop sagte großartig: »Ich weiß nichts von Morphium!

Ich weiß nur, wie Ärzte sind: Sagt ihnen, sie sollen etwas suchen, und sie werden es finden!

Verdorbene Fisch-Paste ist nicht interessant genug für sie!«

»Sie halten es nicht für möglich, daß sie Selbstmord beging?«

»Die?« schnob Frau Bishop. »Nein, gewiß nicht! Hatte sie es sich nicht vorgenommen, Herrn Roddy zu heiraten? Der wäre ein Selbstmord nicht eingefallen!«

12. Kapitel

Da es Sonntag war, traf Hercule Poirot Ted Bigland auf der Farm seines Vaters.

Es war nicht schwierig, Ted zum Reden zu bringen, er schien die Gelegenheit willkommen zu heißen – als gewähre es ihm eine Erleichterung.

Er sagte nachdenklich: »Sie versuchen herauszubekommen, wer Mary getötet hat? Das ist wirklich ein dunkles Rätsel.«

»Sie glauben also nicht, daß Fräulein Carlisle sie tötete?«

Ted Bigland runzelte die Stirn – es war ein verwirrtes, beinahe kindliches Stirnrunzeln. »Fräulein Elinor ist eine Dame. Sie ist nicht so veranlagt – nun, man kann sich einfach nicht vorstellen, daß sie so etwas tut – etwas Gewaltames. Wissen Sie, wie ich es meine? Schließlich ist es doch nicht wahrscheinlich, daß eine junge Dame hingeht und derartiges tut.«

Poirot nickte nachdenklich. »Nein, es ist nicht wahrscheinlich ... Aber wenn die Eifersucht mitspielt – -«

Er hielt inne und beobachtete den hübschen, blonden jungen Riesen vor sich.

»Eifersucht? Ich weiß, die hat schon viel Unheil angerichtet.

Aber gewöhnlich ist da auch der Alkohol im Spiel und wenn sich einer so in eine Sache hineinredet, bis er rot sieht und Amok läuft. Fräulein Elinor – eine feine, ruhige, junge Dame wie sie «

»Aber Mary Gerrard ist gestorben ... und ist nicht eines natürlichen Todes gestorben. Haben Sie eine Idee – gibt es irgend etwas, das Sie mir sagen könnten, um mir zu helfen, damit ich herausbringe, wer Mary Gerrard umgebracht hat?«

Langsam schüttelte der andere den Kopf. »Es scheint mir einfach nicht möglich, daß jemand Mary getötet haben könnte, verstehen Sie? Sie war – sie war wie eine Blume.«

Und plötzlich, eine Minute lang, hatte Hercule Poirot einen neuen Begriff von dem toten Mädchen ... In jener zögernden, ländlichen Stimme lebte und blühte Mary wieder auf. »Sie war wie eine Blume ...« – Es gab ein schneidendes Gefühl des Verlustes, von etwas Köstlichem, das zerstört wurde ...

In seinem Kopf folgte ein Satz dem ändern. Peter Lords »Sie war ein nettes Mädels«. Schwester Hopkins! »Sie hätte jeden Augenblick zum Film gehen können«. Frau Bishops giftiges »Sie war heimtückisch in ihrem Vorgehen«. Und nun zuletzt, alle jene anderen Ansichten beschämend und zur Seite schiebend, jenes ruhige, verwunderte »Sie war wie eine Blume«.

Er sagte: »Ja, aber ...« und streckte die Hände mit einer fragenden, ausländisch anmutenden Geste weit vor.

Ted Bigland nickte mit dem Kopf. Seine Augen hatten noch den stummen, betäubten Blick eines Tieres, das Schmerzen leidet. »Ich weiß, Sir. Ich weiß, was Sie sagen, ist wahr. Sie starb nicht natürlich. Aber ich habe mir den Kopf zerbrochen ...«

Er hielt inne und fuhr dann langsam fort:

»Ich habe mir den Kopf zerbrochen, ob es nicht auf irgendeine Weise ein Zufall gewesen sein könnte?«

»Ein Zufall? Aber was für ein Zufall?«

»Ich weiß, Sir. Ich weiß. Es klingt unvernünftig. Aber ich grüble und grüble, und es scheint mir, es muß so gewesen sein.

Etwas, das nicht passieren sollte, oder etwas, das durch einen Irrtum passierte – eben, nun eben ein Unglücksfall!«

Er sah Poirot flehend an, verlegen über seinen Mangel an Beredsamkeit.

Poirot schwieg eine Weile, er schien zu überlegen. Endlich sagte er: »Es ist interessant, daß Sie das fühlen.«

»Ich kann mir wohl denken, daß Sie das nicht begreifen können, Sir. Ich kann kein ›wie‹ oder ›warum‹ dabei ausklügeln. Es ist nur so ein Gefühl, das ich habe.«

»Gefühl ist manchmal ein wichtiger Fingerzeig ... Sie werden mir hoffentlich verzeihen, wenn ich Schmerzliches berühre, aber - Sie hatten Mary Gerrard sehr gern, nicht wahr?«

In das gebräunte Gesicht stieg eine leichte Röte.

Ted sagte einfach: »Jeder Mensch hier weiß das schon, nehme ich an.«

»Sie wollten sie heiraten?«

»Ja.«

»Aber sie – wollte nicht?«

Teds Gesicht verdüsterte sich ein wenig. In seiner Stimme klang etwas wie unterdrückter Zorn:

»Die Leute meinen's gut, aber sie sollten nicht das Leben anderer in Verwirrung bringen, indem sie sich einmischen! All diese Schulen und Auslandsreisen! Es hat Mary verändert. Ich sage nicht, es hat sie verdorben oder sie eingebildet gemacht das war sie nicht. Jedoch es ... ach, es verwirrte sie! Sie wußte nicht mehr so recht, wo sie hingehörte. Sie war zu gut für mich; trotzdem war sie nicht gut genug für einen wirklichen Gentleman wie Herrn Welman.«

»Sie mögen Herrn Welman nicht?«

»Warum zum Teufel sollte ich ihn mögen?« rief Ted heftig.

»Ich habe nichts gegen ihn. Er hat nicht viel von einem Mann.

Ich könnte ihn hochheben und entzweibrechen. Er hat wohl Verstand, vermute ich ... Aber das nützt einem nicht viel, wenn zum Beispiel das Auto eine Panne hat. Sie können das Prinzip wissen, das ein Auto in Gang bringt, aber das hindert Sie nicht, so hilflos wie ein Baby zu sein, wenn es defekt ist.«

»Sie arbeiten natürlich in einer Garage?«

Ted Bigland nickte: »Bei Henderson unten an der Straße.«

»Sie waren an dem Tag, als – das geschah, dort?«

»Ja, ich probierte einen Wagen aus und fuhr ein wenig damit herum. Es ist eigenartig, daran zurückzudenken. Es war ein wundervoller Tag, in den Hecken war noch Geißblatt ... Mary liebte Geißblatt, wir pflückten es oft miteinander, bevor sie nach Deutschland fuhr ...«

Wieder stand diese fragende, kindliche Verwunderung auf seinem Gesicht. – Hercule Poirot schwieg.

Der andere fuhr aus seiner Träumerei auf. »Entschuldigen Sie, Sir, vergessen Sie, was ich über Herrn Welman sagte. Ich war gereizt – weil er hinter Mary her war. Er hätte sie in Frieden lassen sollen. Sie paßte im Grunde doch nicht zu ihm -«

»Glauben Sie, daß sie ihn gern hatte?«

Wieder runzelte Ted Bigland die Stirn. »Ich glaube es eigentlich nicht. Aber möglich ist es schon. Ich kann es nicht sagen.«

»Gab es einen anderen Mann in Marys Leben? Jemanden zum Beispiel, den sie im Ausland kennengelernt hatte?«

»Das könnte ich nicht sagen, Sir. Sie hat nie jemand erwähnt.«

»Hatte sie Feinde – hier in Maidensford?«

Er schüttelte den Kopf. »Niemand kannte sie sehr gut; alle hatten sie gern.«

»Konnte Frau Bishop, die Haushälterin in Hunterbury, sie gut leiden?«

Ted grinste plötzlich. »Ach, das war nur eine Art Eifersucht!

Der Alten gefiel es nicht, daß Frau Welman so eine Vorliebe für Mary faßte.«

»War Mary Gerrard glücklich, wenn sie hier war? Hatte sie die alte Frau Welman gern?«

»Sie wäre ganz zufrieden gewesen, wenn die Schwester sie in Ruhe gelassen hätte. Schwester Hopkins, meine ich, setzte ihr Ideen in den Kopf, sie solle ihr Brot verdienen und sich für Massage ausbilden.«

»Sie hatte aber Mary gern, nicht?«

»O ja, sie hatte sie ganz gern; aber sie gehört zu den Leuten, die immer wissen, was für jeden das Beste ist!«

Poirot fragte langsam:

»Angenommen, daß Schwester Hopkins etwas wüßte – etwas, sagen wir, das ein schlechtes Licht auf Mary werfen würde glauben Sie, sie würde es bei sich behalten?«

Ted Bigland sah ihn neugierig an. »Ich verstehe nicht ganz, was Sie meinen, Sir.«

»Glauben Sie, daß Schwester Hopkins, wenn sie etwas gegen Mary Gerrard wüßte, den Mund halten würde?«

»Ich zweifle, ob das Frauenzimmer überhaupt den Mund halten könnte! Sie ist die ärgste Klatschbase im Dorf. Aber wenn sie über irgend jemand den Mund halten könnte, so wäre das wahrscheinlich Mary.« Da seine Neugierde ihn überwältigte, fügte er hinzu: »Aber warum fragen Sie das?«

»Wenn man mit Leuten spricht, merkt man immer allerhand.

Schwester Hopkins sprach, allem Anschein nach, vollkommen freimütig und offen, aber ich hatte den Eindruck – den sehr starken Eindruck –, daß sie mit etwas zurückhielt. Es muß nicht unbedingt etwas Wichtiges sein, mag gar keinen Bezug auf das Verbrechen haben. Aber es gibt etwas, was sie weiß und nicht gesagt hat. Ich habe auch den Eindruck, daß dieses Etwas – was immer es sein mag – etwas entschieden Schädigendes oder Nachteiliges für den Charakter von Mary Gerrard ist ...«

Ted schüttelte hilflos den Kopf, und Hercule Poirot seufzte:

»Je nun, ich werde mit der Zeit erfahren, was es ist.«

13. Kapitel

Poirot sah mit Interesse in das lange, nervöse Gesicht Roderick Welmans.

Roddys Nerven waren in einem kläglichen Zustand. Seine Hände zuckten, seine Augen waren blutunterlaufen, seine Stimme war heiser und gereizt.

Er sagte mit einem Blick auf die Visitenkarte:

»Natürlich ist mir Ihr Name bekannt, Herr Poirot. Aber ich sehe nicht recht ein, wieso Dr. Lord glaubt, daß Sie in der Sache etwas tun können! Und was geht es ihn überhaupt an? Er hat meine Tante behandelt, aber sonst ist er uns vollkommen fremd.

Elinor und ich kannten ihn nicht einmal, bevor wir im Juni hinfuhren. Es ist doch sicherlich Seddons Sache, sich mit all diesen Dingen zu befassen?«

»Theoretisch ist das richtig«, sagte Hercule Poirot.

Roddy fuhr unglücklich fort: »Nicht daß Seddon mir viel Vertrauen einflößt, er ist so verdammt

umständlich.«

»Das ist eine Gewohnheit von Rechtsanwälten.«

»Aber«, sagte Roddy, sich etwas ermunternd, »wir haben Bulmer engagiert. Er soll so ziemlich der Beste in seinem Fach sein, nicht?«

»Er hat den Ruf, aussichtslose Fälle zu führen.«

Roddy zuckte merkbar zusammen, und Poirot sagte: »Es ist Ihnen nicht unangenehm, hoffe ich, daß ich versuche, Fräulein Elinor Carlisle beizustehen?«

»Nein, nein, natürlich nicht. Aber – -«

»Aber was kann ich tun? Das ist es, was Sie sagen wollen?«

Ein flüchtiges Lächeln blitzte in Roddys bekümmertem Gesicht auf – ein so bezauberndes Lächeln, daß Poirot die undefinierbare Anziehungskraft des Mannes begriff.

»Es klingt ein wenig unhöflich, wenn man es so sagt. Aber eigentlich ist das natürlich der Schwerpunkt. Ich will nicht lang herumreden: Was können Sie tun, Herr Poirot?«

»Ich kann nach der Wahrheit suchen.«

»Ja.« Es klang ein wenig zweifelnd.

»Ich könnte Tatsachen entdecken, die der Angeklagten helfen würden.«

Roddy seufzte. »Wenn Sie das nur könnten!«

Hercule Poirot fuhr fort: »Es ist mein ernster Wunsch, jemandem zu helfen. Wollen Sie mich unterstützen, indem Sie mir genau sagen, was Sie von der ganzen Sache denken?«

Roddy stand auf und ging ratlos auf und ab. »Was kann ich sagen? Die ganze Sache ist so sinnwidrig – so phantastisch! Die bloße Idee, daß Elinor – Elinor, die ich von Kindheit an kenne tatsächlich so etwas Melodramatisches tun könnte, jemanden zu vergiften! Es ist natürlich ganz lächerlich! Aber wie soll man das einem Gericht begreiflich machen?«

Poirot sagte unbewegt: »Sie betrachten es als ganz unmöglich, daß Fräulein Carlisle so etwas getan haben könnte?«

»Ganz unmöglich! Das ist doch selbstverständlich! Elinor ist ein wunderbares Geschöpf, harmonisch und ausgeglichen. Sie ist geistig glänzend veranlagt, gefühlvoll und ohne alle dunklen Leidenschaften. Aber setzen Sie zwölf Dummköpfe auf eine Geschworenenbank, und Gott weiß, was man die alles glauben machen kann! Lassen Sie uns schließlich vernünftig sein: sie sind nicht da, um einen Charakter zu beurteilen, sie sind da, um Zeugenaussagen zu prüfen. Tatsachen – Tatsachen – Tatsachen!

Und die Tatsachen sind belastend!«

Hercule Poirot nickte nachdenklich. »Sie sind ein Mann von Vernunft und Verständnis, Herr Welman. Die Tatsachen verurteilen Fräulein Carlisle. Ihre Kenntnis ihres Charakters spricht sie frei. Was ist also wirklich geschehen? Was kann geschehen sein?«

Roddy breitete seine Hände verzweifelt aus. »Das ist es ja eben! Ich nehme an, die Schwester könnte es wohl nicht getan haben?«

»Sie kam den Brötchen gar nicht in die Nähe – oh, ich habe mich sehr genau erkundigt – und den Tee hätte sie nicht vergiften können, ohne sich selbst auch zu vergiften, dessen habe ich mich vergewissert. Außerdem, warum sollte sie Mary Gerrard umbringen wollen?«

»Warum sollte irgend jemand Mary Gerrard umbringen wollen?« rief Roddy aus.

»Das«, sagte Poirot, »scheint in diesem Fall die Frage zu sein, auf die es keine Antwort gibt. Niemand wollte Mary Gerrard töten.« (Bei sich fügte er hinzu: »Außer Elinor Carlisle.«) »Also würde logischerweise der nächste Schluß sein müssen: Mary Gerrard wurde nicht getötet! Aber dem ist leider nicht so, sie wurde getötet!« Er fügte etwas melodramatisch hinzu: »Doch sie liegt nun im Grab und ach!«

»Wie anders alles ist!«

Hercule Poirot erklärte: »Das ist Wordsworth, ich lese ihn sehr viel. Diese Zeilen drücken vielleicht aus, was Sie empfinden?«

»Ich?«

Roddy sah steif und unnahbar aus, und Poirot sagte schnell:

»Ich bitte um Entschuldigung – ich bitte tausendmal um Entschuldigung! Es ist so schwer – ein Detektiv und doch taktvoll zu sein! Wie es in Ihrer Sprache so schön ausgedrückt wird, es gibt Dinge, die man nicht sagt. Aber ach! Ein Detektiv ist gezwungen, sie zu sagen! Er muß Fragen stellen über die Privatangelegenheiten der Leute, über ihre Gefühle.«

»Sicherlich ist all das ganz unnötig?« fragte Roddy.

Poirot sagte rasch und demütig: »Wenn ich nur die Situation verstehen würde! Dann lassen wir das unangenehme Thema und erwähnen es nicht mehr. Es ist ziemlich bekannt, Herr Welman, daß Sie – Mary Gerrard bewunderten? Das ist, denke ich, richtig?«

Roddy stand auf und ging zum Fenster, er spielte mit der Gardinenquaste. Er sagte: »Ja.«

»Sie haben sich in sie verliebt?«

»Ich vermute es.«

»Ah, und jetzt sind Sie steinunglücklich über ihren Tod – «

»Ich – ich vermute – ich meine – nun wirklich, Herr Poirot – «

Er wandte sich – ein nervöses, gereiztes, empfindliches Geschöpf. Hercule Poirot sagte vorsichtig:

»Wenn Sie mir nur sagen könnten – mir nur klarmachen – dann wäre es erledigt.«

Roddy Welman setzte sich. Er sah den ändern nicht an. Er sprach ruckweise. »Es ist sehr schwer zu erklären. Müssen wir darauf eingehen?«

»Man kann sich nicht immer abwenden und an den Unannehmlichkeiten des Lebens vorübergehen, Herr Welman!

Sie sagen, Sie vermuten, daß Sie sich in das Mädchen verliebt haben – sind Sie dessen denn nicht sicher?«

»Ich weiß es nicht ... Sie war so schön. Wie ein Traum ... So scheint es mir jetzt. Ein Traum! Nicht wirklich! All das – wie ich sie zum erstenmal sah – meine – nun, meine Betörung! Eine Art Wahnsinn! Und nun ist alles aus ... fort: als wäre – als wäre es nie geschehen.«

Poirot nickte ... »Ja, ich verstehe ...« Er fügte hinzu: »Sie selbst waren nicht in England zur Zeit ihres Todes?«

»Nein, ich ging am neunten Juli ins Ausland und kehrte am ersten August zurück. Elinors Depesche folgte mir von Ort zu Ort. Ich eilte nach Hause, sobald ich die Nachricht hatte.«

»Es muß ein furchtbarer Schlag für Sie gewesen sein. Sie hatten das Mädchen sehr geliebt.«

Roddy sagte voll Verbitterung in der Stimme:

»Warum passieren einem diese Dinge, die man sich nicht wünscht? Es geht gegen alle Erwartungen, die man ins Leben setzt.«

»Ah, aber so ist das Leben eben! Es erlaubt einem nicht, es so einzurichten und zu ordnen, wie man will. Es erlaubt einem nicht, Gemütsbewegungen zu entgehen und nur nach dem Verstand und der Einsicht zu leben! Man kann nicht sagen: ›Ich will so viel fühlen und nicht mehr.‹ Das Leben, Herr Welman, wie immer es sein mag, ist nicht vernünftig!«

Roderick Welman murmelte: »So scheint es ...«

»Ein Frühlingmorgen, das Gesicht eines Mädchens – und der wohlgeordnete Ablauf eines Lebens ist aus dem Geleise.«

Roddy zuckte zusammen, und Poirot fuhr fort: »Manchmal ist es wenig mehr als das – ein Gesicht. Was wußten Sie wirklich von Mary Gerrard, Herr Welman?«

Roddy sagte schwer: »Was ich wußte? So wenig, ich sehe das jetzt. Sie war lieb, denke ich, und sanft; aber eigentlich weiß ich nichts – gar nichts ... Deshalb, vermute ich, vermisse ich sie nicht ...« Sein Widerstand und Groll waren nun geschwunden, er sprach natürlich und einfach. Hercule Poirot war, wie er es so gut verstand, über die Verteidigungslinien eingedrungen. Roddy schien durch die Aussprache eine gewisse Erleichterung zu empfinden: »Lieb – sanft – nicht sehr gescheit. Sensibel, denke ich, und gütig. Sie hatte ein verfeinertes Wesen, das man bei einem Mädchen ihrer Klasse nicht erwartet hätte.«

»War sie ein Mädchen, das sich unbewußt Feinde machen könnte?«

Roddy schüttelte energisch den Kopf. »Nein, nein, ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand sie nicht mochte – wirklich nicht mochte, meine ich. Groll ist etwas anderes.«

»Groll? Groll war also vorhanden, meinen Sie?« fragte Poirot schnell.

»Muß dagewesen sein – um den Brief zu erklären«, erklärte Roddy zerstreut.

Poirots Stimme klang scharf: »Was für einen Brief?«

»Oh, nichts von Bedeutung.«

Doch Poirot wiederholte: »Was für ein Brief?«

»Ein anonym Brief.«

»Wann ist er gekommen? An wen war er gerichtet?«

Etwas widerwillig erklärte Roddy die Sache, und Hercule Poirot murmelte:

»Das ist interessant! Kann ich den Brief sehen?«

»Leider nicht, ich habe ihn verbrannt.«

»Ja, warum haben Sie das getan, Herr Welman?«

»Es schien mir damals selbstverständlich«, sagte Roddy steif.

»Und in Folge dieses Briefes fuhren Sie und Fräulein Carlisle eiligst nach Hunterbury?«

»Wir fuhren hin, ja. Aber ›eiligst‹ – das weiß ich nicht!«

»Aber Sie waren etwas beunruhigt, nicht? Vielleicht sogar ein wenig aufgeregt?«

Roddy sagte noch steifer: »Das könnte ich nicht gerade sagen.«

»Aber das war doch nur natürlich!« rief Poirot. »Ihre Erbschaft, die Ihnen versprochen war, war in Gefahr! Da ist es sicher nur natürlich, daß Sie etwas unruhig waren! Geld ist immer wichtig!«

»Nicht so wichtig, wie Sie sagen.«

»Die Uninteressiertheit ist wirklich bemerkenswert!« bemerkte Poirot freundlich.

Roddy errötete. »Nun, natürlich lag uns etwas an dem Geld, es war uns nicht ganz gleichgültig. Aber unser Hauptzweck war doch, die Tante zu sehen und uns zu vergewissern, wie es ihr ging.«

»Sie fuhren mit Fräulein Carlisle hin. Zu jener Zeit hatte Ihre Tante kein Testament gemacht. Kurz danach hatte sie einen zweiten Schlaganfall. Da wünscht sie ein Testament zu machen.

Sie stirbt aber, vielleicht zum Vorteil von Fräulein Carlisle, in dieser Nacht, bevor das Testament gemacht werden kann.«

»Hören Sie mal, was deuten Sie da an?« Roddys Gesicht war zornentbrannt.

Poirot antwortete ihm blitzschnell: »Sie haben mir, den Tod von Mary Gerrard betreffend, gesagt, daß der Beweggrund, der Elinor Carlisle zugeschoben wird, sinnwidrig ist – daß sie entschieden so etwas nicht täte. Aber es gibt noch eine andere Auslegung. Elinor Carlisle hatte Grund zu befürchten, daß sie zugunsten einer Außenstehenden enterbt würde. Der Brief hat sie gewarnt – die gestammelten Worte Ihrer Tante bestätigten diese Befürchtung. Unten in der Halle steht ein Köfferchen mit verschiedenen Medikamenten und ärztlichen Behelfen. Es ist leicht, ein Röhrchen mit Morphinum zu entwenden. Und nachher, wie ich erfahren habe, sitzt sie im Krankenzimmer allein bei ihrer Tante, während Sie und die Pflegerinnen beim Essen sind ...«

»Großer Gott, Herr Poirot, was behaupten Sie jetzt? Daß Elinor Tante Laura umgebracht hat? Das

ist doch eine lächerliche Idee -!«

»Aber Sie wissen doch, daß um die Erlaubnis, Frau Welmans Leiche zu exhumieren, eingekommen wurde, nicht wahr?«

»Ja, ich weiß. Aber man wird nichts finden!«

»Gesetzt den Fall, man findet etwas?«

»Sie finden nichts!« Roddy sprach mit Bestimmtheit.

Poirot schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht so sicher. Und es gab nur eine Person, das wissen Sie, der es nützte, wenn Frau Welman in diesem Augenblick starb ...«

Roddy setzte sich. Sein Gesicht war totenbleich, und er bebte.

Er starrte Poirot an. Dann sagte er: »Ich dachte – Sie wären auf ihrer Seite ...«

»Auf wessen Seite man auch immer ist, man muß den Tatsachen ins Gesicht sehen! Ich denke, Herr Welman, daß Sie es bis jetzt im Leben vorgezogen haben, es, wenn es nur möglich war, zu vermeiden, einer unangenehmen Wahrheit ins Gesicht zu sehen.«

»Wozu sich quälen, indem man die schlimmste Seite betrachtet?« murmelte Roddy.

Hercule Poirot erwiderte ernst: »Weil es manchmal notwendig ist ...«

Er wartete eine Weile und sagte dann: »Betrachten wir die Möglichkeit, daß entdeckt wird, der Tod Ihrer Tante sei der Darreichung von Morphinum zuzuschreiben. Was dann?«

Roddy schüttelte hilflos den Kopf. »Ich weiß nicht.«

»Aber Sie müssen versuchen nachzudenken. Wer könnte es ihr gegeben haben? Sie müssen zugeben, daß Elinor Carlisle die beste Gelegenheit dazu hatte?«

»Was ist mit den Pflegerinnen?«

»Jede von ihnen könnte es gewiß auch getan haben. Aber Schwester Hopkins war gleich über das Verschwinden des Röhrchens betroffen und erwähnte es offen. Sie war nicht genötigt, das zu tun. Der Totenschein war unterzeichnet. Wozu die Aufmerksamkeit auf das fehlende Morphinum lenken, wenn sie schuldig war? Sie wird ohnehin wegen Nachlässigkeit gerügt werden. Es wäre ja der reine Blödsinn gewesen, die Aufmerksamkeit auf das Morphinum zu lenken, wenn sie Frau Welman ermordet hätte. Außerdem, was konnte sie durch Frau Welmans Tod gewinnen? Nichts. Dasselbe ist auf Schwester O'Brien anwendbar. Sie hätte Morphinum eingeben, hätte es aus Schwester Hopkins' Koffer nehmen können, jedoch abermals warum sollte sie das tun?«

Roddy schüttelte den Kopf. »All das ist ganz richtig.«

»Und dann sind noch Sie selbst«, fuhr Poirot fort.

Roddy fuhr zusammen wie ein nervöses Pferd. »Ich?«

»Gewiß. Sie könnten das Morphinum entwendet haben. Sie könnten es Frau Welman gegeben haben! Sie waren kurze Zeit an jenem Abend mit ihr allein. Jedoch wieder – warum sollten Sie es tun? Wenn sie ein Testament gemacht hätte, war es wenigstens wahrscheinlich, daß Sie darin vorgekommen wären.

Also wieder, sehen Sie, gibt es da keinen Beweggrund. Nur zwei Personen hatten einen solchen.«

Roddy's Blick erhellte sich. »Zwei Personen?«

»Ja. Die eine war Elinor Carlisle.«

»Und die andere?«

Poirot sagte langsam: »Die andere war der Schreiber des anonymen Briefes.«

Roddy sah ungläubig drein, und Poirot erklärte:

»Jemand schrieb jenen Brief – jemand, der Mary Gerrard haßte oder wenigstens nicht mochte – jemand, der, wie man sagt, »auf ihrer Seite« war. Jemand, heißt das, der nicht wollte, daß Mary Gerrard aus Frau Welmans Tode Nutzen zog. Nun, haben Sie eine Idee, Herr Welman, wer der Schreiber dieses Briefes sein könnte?«

Roddy schüttelte den Kopf.

»Ich habe keine Ahnung. Es war ein ungebildeter Brief, unorthographisch, billig aussehend.«

Poirot winkte ab. »Das will gar nichts bedeuten, er hätte leicht von einer gebildeten Person, die das verbergen wollte, geschrieben sein können. Darum hätte ich gewünscht, daß Sie den Brief noch haben; Leute, die sich bemühen, ungebildet zu schreiben, verraten sich gewöhnlich.«

»Elinor und ich dachten, es könne jemand von den Dienstleuten sein.«

»Hatten Sie eine Idee, wer von ihnen?«

»Nein – gar keine Ahnung.«

»Könnte es, glauben Sie, Frau Bishop gewesen sein?«

Roddy sah entrüstet aus. »O nein, sie ist eine höchst anständige, sozusagen großartige Persönlichkeit. Schreibt wunderbar komplizierte und etwas gezierte Briefe mit langen Worten darin. Außerdem bin ich sicher, sie würde nie – -«

Als er zögerte, unterbrach ihn Poirot: »Sie mochte Mary Gerrard nicht!«

»Schon möglich. Aber ich bemerkte nie etwas davon.«

»Aber vielleicht, Herr Welman, bemerken Sie überhaupt nicht sehr viel?«

»Glauben Sie nicht, Herr Poirot, daß meine Tante das Morphinum selbst genommen haben könnte?«

»Das ist eine Idee, ja.«

»Ihre – ihre Hilflosigkeit war ihr so verhaßt, wissen Sie. Oft sagte sie, sie möchte sterben.«

»Aber sie wäre doch nicht imstande gewesen, vom Bett aufzustehen, hinunterzugehen und sich das Morphinum aus dem Koffer der Pflegerin zu holen?«

»Nein, aber jemand hätte es für sie holen können.«

»Wer?«

»Nun, eine der Pflegerinnen.«

»Nein, keine von den Pflegerinnen. Sie würden die Gefahr, die für sie selbst darin lag, viel zu gut begreifen! Die Pflegerinnen sind die letzten, auf die man Verdacht haben kann.«

»Dann – jemand anderer ...« Er wollte etwas sagen, öffnete den Mund, schloß ihn wieder.

Poirot sagte ruhig: »Sie haben sich an etwas erinnert, nicht wahr?«

»Ja – aber – -«

»Sie überlegen, ob Sie es mir sagen sollen?«

»Nun, ja ...«

Poirot sagte, während ein seltsames Lächeln seine Mundwinkel hob: »Wann hat Fräulein Carlisle es gesagt?«

Roddy schöpfte tief Atem. »Bei Gott, Sie sind ein Hexenmeister! Es war im Zug, als wir herkamen. Wir hatten das Telegramm bekommen, wissen Sie, in dem stand, daß Tante Laura noch einen Schlaganfall gehabt hatte. Elinor sagte, wie schrecklich leid sie ihr tue, wie die Ärmste das Kranksein haßte, und daß sie jetzt noch hilfloser sein würde, was eine Hölle für sie bedeute. Elinor sagte: ›Man fühlt wirklich, daß Menschen erlöst werden sollten, wenn sie selbst es ernstlich wünschen.«

»Und Sie sagten – was?«

»Ich stimmte ihr zu.«

Poirot sprach sehr ernst: »Soeben, Herr Welman, wiesen Sie die Möglichkeit weit von sich, daß Fräulein Carlisle ihre Tante aus gewinnsüchtigen Motiven getötet haben könnte. Verneinen Sie auch die Möglichkeit, daß sie Frau Welman aus Mitleid getötet haben könnte?«

»Ich – ich – nein, das kann ich nicht ...«

Hercule Poirot neigte den Kopf. »Ja, das dachte ich mir – ich war sicher, daß Sie das sagen würden.«

14. Kapitel

In der Kanzlei der Herren Seddon, Ridgeway & Seddon wurde Hercule Poirot mit äußerster Vorsicht, um nicht zu sagen mit Mißtrauen empfangen.

Herr Seddon strich sein glattrasiertes Kinn mit dem Zeigefinger, war durchaus unverbindlich, und seine klugen grauen Augen schätzten den Detektiv nachdenklich ab.

»Ihr Name ist mir natürlich gut bekannt, Herr Poirot. Aber ich verstehe Ihre Stellung in diesem Fall nicht ganz.«

»Ich handle, Monsieur, im Interesse Ihrer Klientin.«

»Ach, in der Tat? Und wer – hm – hat Sie dazu veranlaßt?«

»Ich bin auf Ersuchen von Dr. Lord hier.«

Herrn Seddons Augenbrauen hoben sich beträchtlich.

»Wirklich? Das scheint mir sehr eigentümlich – höchst eigentümlich! Dr. Lord ist, soviel ich weiß, von der Staatsanwaltschaft als Zeuge vorgeladen.«

»Tut das etwas?« Hercule Poirot zuckte mit den Achseln.

»Die Anordnungen bezüglich Fräulein Carlisles Verteidigung befinden sich gänzlich in unseren Händen. Ich glaube wirklich nicht, daß wir noch eine Hilfe von Außenstehenden in diesem Fall benötigen.«

»Weil die Unschuld Ihrer Klientin so leicht zu beweisen ist?«

Herr Seddon zuckte zusammen.

»Das«, sagte er, »ist eine höchst ungehörige Frage. Höchst ungehörig.«

»Der Fall gegen Ihre Klientin ist ein ausgesprochen schwerer ...«

»Ich kann wirklich nicht begreifen, Herr Poirot, wieso Sie etwas darüber wissen.«

»Obwohl sich tatsächlich zuerst Dr. Lord an mich wandte, habe ich hier einen Brief von Herrn Roderick Welman.«

Er überreichte ihn mit einer Verbeugung.

Herr Seddon las die paar Zeilen, die er enthielt, und bemerkte widerstrebend: »Das wirft natürlich ein anderes Licht auf die Sache. Herr Welman hat die Verantwortung für Fräulein Carlisles Verteidigung übernommen. Wir handeln auf sein Verlangen.«

Er fügte mit sichtlichem Widerwillen hinzu: »Unsere Firma hat sehr wenig zu tun mit Kriminalfällen, aber ich empfund es als meine Pflicht meiner verstorbenen Klientin gegenüber, mich um die Verteidigung ihrer Nichte zu bemühen. Ich kann Ihnen mitteilen, daß wir bereits Sir Edwin Bulmer als Verteidiger gewonnen haben.«

Poirot sagte, und sein Lächeln war plötzlich ironisch: »Keine Kosten werden gescheut. Sehr richtig und in Ordnung.«

»Wirklich, Herr Poirot – -«

»Beredsamkeit und Gefühlseinwände werden Ihre Klientin nicht retten. Da braucht es mehr.«

»Was raten Sie?« fragte Herr Seddon kühl.

»Es gibt immerhin die Wahrheit.«

»Ganz richtig.«

»Aber wird die Wahrheit uns in diesem Fall helfen?«

»Das ist wieder eine höchst ungehörige Bemerkung«, sagte Herr Seddon scharf.

»Es gibt gewisse Fragen, auf die ich gern eine Antwort hätte«, fuhr Poirot fort.

Herr Seddon wurde vorsichtig. »Ich kann mich natürlich nicht verpflichten, ohne die Zustimmung meiner Klientin zu antworten.«

»Natürlich, das begreife ich.« Er machte eine Pause und sagte dann: »Hat Elinor Carlisle Feinde?«
Herr Seddon zeigte sich leicht erstaunt. »Soviel ich weiß, keine.«
»Hat die verstorbene Frau Welman je, zu irgendeiner Zeit ihres Lebens, ein Testament gemacht?«
»Nie. Sie hat es immer hinausgeschoben.«
»Hat Elinor Carlisle ein Testament gemacht?«
»Ja.«
»Kürzlich? Seit dem Tode ihrer Tante?«
»Ja.«
»Wem hat sie ihr Vermögen hinterlassen?«
»Das, Herr Poirot, ist streng vertraulich. Das kann ich Ihnen ohne Bevollmächtigung meiner Klientin nicht sagen.«
»Dann werde ich Ihre Klientin sprechen müssen!«
Herr Seddon sagte mit kaltem Lächeln: »Das, fürchte ich, wird nicht leicht sein.«
Poirot erhob sich und machte eine Gebärde: »Alles ist leicht für Hercule Poirot«, sagte er.

15. Kapitel

Oberinspektor Marsden war leutselig.

»Nun, Herr Poirot«, sagte er, »kommen Sie, um mir einen meiner Fälle zurechtzurücken?«

Poirot murmelte abwehrend: »Nein, nein. Ein wenig Neugierde meinerseits, das ist alles.«

»Wird mich freuen, Sie befriedigen zu können. Welcher Fall ist es?«

»Elinor Carlisle.«

»Ach ja, das Mädchen, das Mary Gerrard vergiftet hat. Kommt in zwei Wochen zur Verhandlung. Interessanter Fall. Hat die alte Frau übrigens auch umgebracht. Es steht noch ein Bericht aus, aber es scheint kein Zweifel zu bestehen. Morphium.

Kaltblütiges Ding. Hat nicht mit der Wimper gezuckt, weder bei ihrer Verhaftung noch nachher. Verrät nichts. Aber wir haben Beweise genug.«

»Sie glauben, daß sie es getan hat?«

Marsden, ein erfahrener, freundlich aussehender Mann, nickte bejahend. »Nicht daran zu zweifeln. Gab das Gift in das oberste Brötchen. Sie ist ein kaltblütiges Frauenzimmer.«

»Sie haben keine Zweifel? Gar keine Zweifel?«

»O nein! Ich bin ganz sicher. Ein angenehmes Gefühl, wenn man wirklich sicher ist. Wir begehen ebenso ungerne Irrtümer wie irgend jemand anderer. Wir sind nicht nur darauf aus, daß die Verhandlung mit einer Verurteilung endigt, wie manche Leute denken. Diesmal kann ich mit einem ruhigen Gewissen vorgehen.« Poirot sagte langsam: »Ich verstehe.«

Der Mann von Scotland Yard sah ihn neugierig an. »Gibt es etwas auf der anderen Seite?«

Langsam schüttelte Poirot den Kopf. »Bis jetzt nicht. Bisher deutet alles, was ich in dem Fall herausgebracht habe, auf Elinor Carlisle als die Schuldige hin.«

»Sie ist auch schuldig, sicher«, sagte Inspektor Marsden mit heiterer Gewißheit.

»Ich möchte sie gern sprechen«, erklärte Poirot.

Inspektor Marsden lächelte nachsichtig. Er sagte: »Sie stehen ja mit dem gegenwärtigen Minister des Innern sehr gut, nicht?

Da wird es leicht genug sein.«

16. Kapitel

Peter Lord fragte: »Nun?«, und Hercule Poirot antwortete: »Es steht nicht gut.«

»Sie haben nichts finden können?«

Poirot sagte langsam: »Elinor Carlisle tötete Mary Gerrard aus Eifersucht ... Elinor Carlisle tötete ihre Tante, um ihr Geld zu erben ... Elinor Carlisle tötete ihre Tante aus Mitleid ... Mein Freund, Sie haben die Wahl!«

»Sie reden Unsinn!«

»Wirklich?«

Lords sommersprossiges Gesicht sah zornig aus. »Was heißt das alles?« fragte er.

»Halten Sie das für möglich?« fragte Poirot zurück.

»Halte ich was für möglich?«

»Daß Elinor Carlisle den Anblick des Elends ihrer Tante nicht ertragen konnte und ihr deshalb aus dem Leben half.«

»Unsinn!«

»Ist es wirklich Unsinn? Sie haben mir selbst erzählt, daß die alte Dame Sie gebeten hat, ihr zu helfen.«

»Sie hat es nicht ernst gemeint. Sie wußte, daß ich nichts Derartiges tun würde.«

»Immerhin hat sie daran gedacht. Elinor Carlisle hätte ihr helfen können.«

Peter Lord ging auf und ab. Endlich sagte er: »Man kann nicht leugnen, daß so etwas möglich ist. Aber Elinor Carlisle ist ein verständiges, klardenkendes Wesen. Ich glaube nicht, daß sie sich so von Mitleid hinreißen lassen würde, daß sie die Gefahr aus dem Auge verlöre. Und sie wüßte genau, worin die Gefahr bestünde; sie könnte des Mordes angeklagt werden.«

»Also glauben Sie nicht, daß sie es tun würde?«

»Ich glaube, eine Frau könnte so etwas für ihren Gatten tun, oder für ihr Kind, oder vielleicht für ihre Mutter. Aber ich glaube nicht, daß sie es für eine Tante täte, mag sie sie noch so gern haben. Und ich glaube, sie würde es auf jeden Fall nur tun, wenn die Betreffende unerträgliche Schmerzen litte.«

Poirot sagte nachdenklich: »Vielleicht haben Sie recht.« Dann fügte er hinzu: »Glauben Sie, die Gefühle von Roderick Welman könnten genügend bearbeitet werden, daß man ihn dazu bringen könnte, so etwas zu tun?«

»Er hätte nie den Mut dazu!« Lords Stimme klang verächtlich.

Poirot murmelte: »Ich weiß nicht ... In mancher Art, mon cher, unterschätzen Sie diesen jungen Mann.«

»Oh, er ist gescheit und intellektuell und all das, sicherlich.«

»Ganz richtig«, sagte Poirot. »Und er hat auch Charme ... Ja, den habe ich sogar gespürt.«

»Wirklich? Ich nie!« Doch dann sagte Peter Lord ernst:

»Sagen Sie mal, Poirot, gibt es gar nichts Entlastendes?«

»Mit meinen Untersuchungen habe ich bisher kein Glück gehabt! Sie führen immer zu demselben Punkt zurück. Niemand hatte von Mary Gerrards Tod Gewinn zu erwarten. Niemand haßte Mary Gerrard – außer Elinor Carlisle. Es gibt nur eine Frage, die wir uns vielleicht stellen könnten. Wir könnten fragen: Haßte jemand Elinor Carlisle?«

Langsam schüttelte Dr. Lord den Kopf. »Nicht, daß ich wüßte ... Sie meinen, daß jemand das Verbrechen auf sie schieben wollte?«

Poirot nickte. »Es ist ein weithergeholter Gedanke, und wir haben nichts, das ihn bekräftigen würde ... außer vielleicht gerade die Vollständigkeit des Falles gegen sie.«

Er erzählte dem ändern von dem anonymen Brief. »Sehen Sie«, sagte er, »das macht es möglich, eine schlüssige Beweiskette gegen sie herzustellen. Sie wurde gewarnt, daß sie aus dem Testament ihrer Tante vollständig verschwinden könnte - daß dieses Mädchen, eine Fremde, das ganze Geld erben könnte. Als also ihre Tante in ihrer stammelnden Sprache nach einem Rechtsanwalt verlangte, ließ Elinor es nicht darauf ankommen und schaute dazu, daß die alte Dame noch in derselben Nacht starb!«

»Und wie ist es mit Roderick Welman? Er hatte ja auch etwas zu verlieren?«

Poirot schüttelte den Kopf. »Nein, es war nur zu seinem Vorteil, wenn die alte Dame ein Testament machte. Wenn sie ohne Testament starb, bekam er doch nichts. Elinor war die nächste Verwandte.«

»Aber er sollte doch Elinor heiraten!«

»Das ist wahr«, sagte Poirot. »Aber erinnern Sie sich, daß gleich nachher die Verlobung aufgelöst wurde – daß er ihr deutlich zeigte, er wüßte frei zu werden.«

Peter Lord stöhnte und hielt sich den Kopf. »Es kommt also wieder auf sie zurück! Jedesmal!«

»Ja. Außer ...«

Er schwieg eine Weile, dann sagte er: »Es gibt etwas ...«

»Ja?«

»Etwas – ein kleines Stückchen des Rätsels, das fehlt. Es ist etwas – dessen bin ich sicher – das Mary Gerrard betrifft. Mein Freund, Sie hören doch so manchen Klatsch, Redereien, hier.

Haben Sie je etwas gegen sie gehört?«

»Gegen Mary Gerrard? Ihren Charakter, meinen Sie?«

»Irgend etwas. Irgendeine alte Geschichte über sie. Eine Unbedachtsamkeit ihrerseits. Die Andeutung eines Skandals.

Einen Zweifel an ihrer Ehrlichkeit. Ein boshaftes Gerücht, das sie betrifft. Irgend – irgend etwas – doch etwas, das ausgesprochen nachteilig für sie ist ...«

Peter Lord sagte langsam: »Ich hoffe, Sie werden nicht diese Richtung vorschlagen ... Versuchen, alte Dinge gegen ein harmloses junges Mädchen auszugraben, das tot ist und sich nicht verteidigen kann! Und überhaupt glaube ich nicht, daß Sie es könnten!«

»Sie war ein weiblicher Sir Galahad – mit einem tadellosen Leben?«

»Soviel ich weiß, ja. Ich habe nie etwas anderes gehört.«

Poirot sagte sanft: »Sie dürfen nicht denken, mein Freund, daß ich Schmutz aufrühren will, wo es keinen gibt ... Nein, nein, so ist es durchaus nicht. Aber die gute Schwester Hopkins ist keine Meisterin im Verbergen ihrer Gefühle. Sie hatte Mary gern, und es gibt etwas in bezug auf Mary, das sie nicht bekanntwerden lassen will; das heißt, es ist da etwas gegen Mary, von dem sie fürchtet, daß ich es herausbringen werde. Sie glaubt nicht, daß es irgendeine Beziehung zum Verbrechen hat. Sie ist jedoch überzeugt, daß das Verbrechen von Elinor Carlisle begangen wurde, und diese andere Sache, was immer sie sein mag, hat offenbar nichts mit Elinor zu tun. Sie sehen also, mein Freund, es ist von größter Wichtigkeit, daß ich alles erfahre. Denn es kann sein, daß einer dritten Person von Mary ein Unrecht widerfahren ist, und in dem Fall könnte diese dritte Person einen Grund haben, ihren Tod zu wünschen.«

»Aber in diesem Fall würde Schwester Hopkins das sicher auch klar sein.«

»Schwester Hopkins ist eine ganz intelligente Person, aber ich bin doch etwas klüger als sie. Sie könnte meinen Überlegungen kaum folgen!«

»Ich bedaure, ich weiß gar nichts«, erklärte Lord betrübt.

Poirot sagte nachdenklich: »Ted Bigland weiß auch nichts und er hat sein Leben lang hier gelebt. Auch Frau Bishop nicht; denn wenn sie etwas Unangenehmes über das Mädchel wüßte, hätte sie es nicht für sich behalten können! Nun, ich habe noch eine Hoffnung.«

»Ja?«

»Ich spreche heute mit der anderen Pflegerin, Schwester O'Brien.«

»Sie weiß nicht viel von unserer Gegend. Sie war nicht länger als ein oder zwei Monate hier.«

»Das weiß ich. Aber Schwester Hopkins ist geschwätzig. Im Dorf, wo solches Gerede Mary Gerrard hätte schaden können, hat sie nicht geklatscht. Jedoch ich zweifle, ob sie sich hätte enthalten können, einer Fremden und Kollegin dazu wenigstens eine Andeutung über etwas zu machen, das sie beschäftigte!

Schwester O'Brien weiß vielleicht etwas.«

17. Kapitel

Schwester O'Brien warf ihren roten Kopf zurück und lächelte den kleinen Mann, der ihr gegenüber am Teetisch saß, breit an.

Sie dachte bei sich: »Komischer kleiner Kerl ist er – mit seinen Augen, grün wie die einer Katze, und dabei sagt Dr. Lord, er sei heillos intelligent!«

Hercule Poirot sagte: »Es ist ein Vergnügen, jemanden zu treffen, der so gesund und voll Lebenskraft ist! Ich bin sicher, Ihre Patienten müssen stets alle gesund werden.«

»Ich mache nicht gern ein trauriges Gesicht, und von meinen Patienten sterben nicht viele, Gott sei Dank!«

»Natürlich in Frau Welmans Fall war es nur eine Erlösung«, sagte Poirot.

»Ja, das war es, die Arme!« Ihre Augen waren durchdringend auf Poirot geheftet, als sie fragte: »Sie wollen wohl darüber mit mir sprechen? Ich habe gehört, daß man sie ausgräbt.«

»Sie selbst hegten damals keinen Verdacht?«

»Nicht den geringsten, obgleich ich wohl einen hätte haben können, bei dem Gesicht, das Dr. Lord an jenem Morgen machte, und wie er mich einmal da und einmal dorthin schickte nach lauter Dingen, die er nicht brauchte! Aber er hat trotzdem den Totenschein unterschrieben.«

Poirot begann: »Er hatte seine Gründe –«, aber sie nahm ihm die Worte aus dem Mund.

»Ja, und er hatte recht. Es schadet einem Doktor nur, sich Dinge einzubilden und die Familie zu beleidigen, und wenn er dann unrecht hat, so ist Schluß mit ihm, niemand wird ihn mehr holen lassen. Ein Doktor muß sicher sein!«

»Man hält es für möglich, daß Frau Welman Selbstmord begangen haben könnte.«

»Sie? Wo sie so hilflos dalag? Sie konnte knapp noch eine Hand heben!«

»Hätte ihr jemand helfen können?«

»Ah! Jetzt sehe ich, was Sie meinen. Fräulein Carlisle, oder Herr Welman, oder vielleicht Mary Gerrard?«

»Es wäre doch möglich, nicht?«

Schwester O'Brien schüttelte den Kopf. »Von denen würde es keiner gewagt haben!«

Poirot sagte langsam: »Vielleicht nicht.« Dann fuhr er fort:

»Wann vermißte Schwester Hopkins das Röhrchen mit Morphinum?«

»Am gleichen Morgen. ›Ich bin sicher, daß ich es hier hatte‹, sagte sie. Anfangs war sie sehr sicher; aber Sie wissen, wie das ist, nach einer Weile wird man verwirrt, und schließlich glaubte sie bestimmt, es zu Hause gelassen zu haben.«

»Und sogar dann hatten Sie keinen Verdacht?«

»Aber nicht den geringsten! Es kam mir doch nicht einen Augenblick in den Sinn, daß nicht alles in Ordnung sei. Und es ist doch auch jetzt nur ein Verdacht, den man hat.«

»Der Gedanke an das verlorene Röhrchen hat weder Ihnen noch Schwester Hopkins einen unruhigen Augenblick verursacht?«

»Nun, das möchte ich nicht gerade sagen ... Ich erinnere mich, daß es mir in den Sinn kam – und Schwester Hopkins auch, glaube ich – als wir im Kaffeehaus saßen, »Es kann nicht anders gewesen sein, als daß ich es auf dem Kaminsims ließ und es in den Kehrichtbehälter fiel, nicht?«, sagte sie. Und »Ja, gewiß, so war es«, sagte ich zu ihr; keine von uns sprach ihre Gedanken und die Furcht, die uns bedrückte, aus.«

Hercule Poirot fragte: »Und was denken Sie jetzt?«

Schwester O'Brien sagte:

»Wenn man Morphinum bei ihr findet, kann es wohl kaum einen Zweifel geben, wer das Röhrchen genommen hat und wozu es benützt wurde – obwohl ich nicht glauben will, daß sie die alte Dame auch auf den Weg geschickt hat, bevor nicht Morphinum bei ihr nachgewiesen worden ist.«

»Sie hegen gar keinen Zweifel, daß Elinor Carlisle Mary Gerrard umgebracht hat?«

»Das steht meiner Meinung nach gar nicht in Frage. Wer sonst hatte einen Grund oder den Wunsch, es zu tun?«

»Das ist die Frage«, sagte Poirot.

Schwester O'Brien fuhr dramatisch fort: »War ich nicht selbst an jenem Abend dabei, als die alte Dame zu sprechen versuchte und Fräulein Elinor ihr versprach, daß alles anständig und nach ihren Wünschen getan werden sollte? Und hab ich nicht ihr Gesicht gesehen, als sie eines Tages Mary nachschaute, wie sie die Treppe hinunterging, und den finsternen Haß, der darauf lag?

Zu jener Minute dachte sie an Mord!«

»Wenn Elinor Carlisle Frau Welman tötete, warum tat sie es?«

»Warum? Wegen dem Geld natürlich! Zweimalhunderttausend Pfund, nicht weniger. Das bekam sie dadurch, und darum hat sie es getan – wenn sie es getan hat. Sie ist eine kühne, kluge junge Dame, furchtlos und mit viel Verstand.«

»Wenn Frau Welman so lange gelebt hätte, um ein Testament zu machen, wie, glauben Sie, hätte sie über ihr Geld verfügt?«

»Ach, es ist nicht an mir«, sagte Schwester O'Brien, jedoch allen Anzeichen nach im Begriff, es zu tun. »Aber meine Meinung ist, daß jeder Pfennig, den die alte Dame hatte, Mary Gerrard zugekommen wäre.«

»Warum?« fragte Hercule Poirot.

Das eine Wort schien Schwester O'Brien aus dem Gleichgewicht zu bringen. »Warum? Warum, fragen Sie? Nun ich möchte sagen, so wäre es eben.«

»Manche Leute würden vielleicht sagen, daß Mary Gerrard ihre Karten sehr geschickt ausgespielt hatte, daß es ihr gelungen war, sich bei der alten Frau so einzuschmeicheln, daß diese die Bande des Blutes und der Zuneigung vergaß.«

»Vielleicht würden sie das sagen«, meinte Schwester O'Brien langsam.

»War Mary Gerrard wirklich ein kluges, intrigantes Mädchen?«

Schwester O'Brien sagte, noch immer ganz langsam: »Das will ich nicht von ihr glauben ... Alles, was sie tat, war ganz natürlich, ohne alle hinterlistigen Gedanken. So war sie nicht.

Und es gibt oft Gründe für diese Dinge, die nie an die Öffentlichkeit kommen ...«

»Sie sind, glaube ich, eine sehr diskrete Person, Schwester O'Brien«, sagte Poirot leise.

»Ich bin nicht jemand, der von etwas spricht, das ihn nichts angeht.«

Poirot fuhr fort, sie sehr genau beobachtend: »Sie und Schwester Hopkins, Sie sind übereingekommen, nicht wahr, daß es Dinge gibt, die lieber nicht an das Tageslicht kommen sollen.«

»Was meinen Sie damit?«

»Nichts, was mit dem oder den Verbrechen zu tun hat. Ich meine – das andere.«

»Was würde es nützen, den Schmutz und die alte Geschichte aufzurühren? Sie war eine anständige alte Frau, an die sich nie der leiseste Skandal wagte und die hochbegabt und von jedermann verehrt gestorben ist.«

Hercule Poirot nickte zustimmend. Er sagte vorsichtig:

»Wie Sie sagen, Frau Welman war sehr geachtet in Maidensford.« Die Unterredung hatte eine unerwartete Wendung genommen, jedoch sein Gesicht verriet weder Überraschung noch Verwirrung. Schwester O'Brien fuhr fort:

»Es ist auch so lange her. Alles tot und vergessen. Ich selbst habe ein empfängliches Gemüt für Romantik, und ich sage, was ich immer gesagt habe, daß es hart für einen Mann ist, der eine Frau im Irrenhaus hat, sein ganzes Leben gefesselt zu sein, bis ihn der Tod befreit.«

Poirot murmelte, noch immer im dunkeln tappend: »Ja, es ist hart ...«

»Hat Ihnen Schwester Hopkins erzählt, wie ihr Brief den meinen kreuzte?«

»Das hat sie mir nicht erzählt«, sagte Poirot wahrheitsgemäß.

»Es war ein seltsames Zusammentreffen, aber so geht es immer! Man hört einmal einen Namen, und ein paar Tage später begegnet man ihm wieder und so weiter und so weiter. Daß ich im gleichen Augenblick die Fotografie auf dem Klavier stehen sah, als Schwester Hopkins alles darüber von der Haushälterin des Doktors erfuhr -!«

»Das«, sagte Poirot, »ist sehr interessant.«

Er murmelte versuchsweise: »Hat Mary Gerrard davon gewußt?«

»Wer sollte es ihr sagen?« sagte Schwester O'Brien. »Ich nicht - und die Hopkins nicht. Schließlich, was hätte es ihr genützt?«

Sie warf ihren roten Kopf zurück und schaute ihn fest an.

Poirot sagte mit einem Seufzer: »Freilich, was?«

18. Kapitel

Elinor Carlisle ...

Über die Breite des Tisches hinweg, der sie trennte, schaute Poirot sie forschend an.

Sie waren miteinander allein. Durch eine Glaswand beobachtete sie ein Gefängniswärter.

Poirot sah das sensible, gescheite Gesicht und die feine Modellierung von Ohren und Nase. Feine Linien; ein stolzes, feinfühliges Geschöpf, das gute Rasse, Selbstbeherrschung und noch etwas aufwies: Fähigkeit zur Leidenschaft.

Er sagte: »Ich bin Hercule Poirot. Ich wurde Ihnen von Dr.

Peter Lord geschickt. Er meint, ich könnte Ihnen helfen.«

»Peter Lord«, murmelte Elinor. Ihr Ton sprach von Erinnerung: einen Augenblick lächelte sie ein wenig traurig.

Dann fuhr sie förmlich fort: »Es war freundlich von ihm, aber ich glaube nicht, daß es etwas gibt, das Sie tun können.«

»Wollen Sie meine Fragen beantworten?«

Sie seufzte. »Glauben Sie mir – wirklich –, es wäre besser, sie nicht zu stellen. Ich bin in guten Händen. Herr Seddon war äußerst nett. Ich bekomme einen berühmten Verteidiger.«

»Er ist nicht so berühmt wie ich!« sagte Poirot ruhig.

»Er hat einen glänzenden Ruf«, murmelte Elinor. »Ja, im Verteidigen von Verbrechern. Ich habe einen glänzenden Ruf im Nachweisen der Unschuld.«

Sie hob endlich ihre Augen – Augen von einem lebhaften, wunderschönen Blau; sie blickten geradeaus in die von Poirot.

Sie fragte: »Glauben Sie, daß ich unschuldig bin?«

»Sie sind unschuldig?«

Elinor lächelte, ein ironisches kleines Lächeln. »Ist das ein Muster von Ihren Fragen? Es ist sehr leicht, ›Ja‹ zu antworten, nicht?«

Er sagte unerwartet: »Sie sind sehr müde, nicht wahr?«

Ihre Augen wurden größer: »Ja, freilich – mehr als irgend etwas anderes. Wieso wußten Sie das?«

»Ich wußte es ...«, sagte Poirot freundlich.

Er schaute sie eine Weile schweigend an, dann fuhr er fort:

»Ich habe Ihren – sagen wir – Vetter, es ist bequemer gesprochen, Herrn Roderick Welman.«

In das blasse stolze Gesicht stieg langsam das Blut. Er wußte nur, daß eine seiner Fragen beantwortet war, ohne daß er sie gestellt hatte.

Sie sagte, und ihre Stimme bebte nur ein wenig: »Sie haben Roddy gesprochen?«

»Er tut alles, was er kann, für Sie.«

»Ich weiß.« Ihre Stimme war schnell und leise.

»Ist er arm oder reich?« fragte Poirot.

»Roddy? Er hat nicht sehr viel eigenes Geld.«

»Und ist er verschwenderisch?«

Sie sagte beinahe zerstreut: »Wir dachten beide, daß es nichts ausmache. Wir wußten, daß eines Tages ...« Sie hielt inne.

Poirot sagte schnell: »Sie zählten auf Ihre Erbschaft? Das ist verständlich.«

Nach einer Pause fuhr er fort: »Sie haben vielleicht von dem Resultat der Leichenöffnung Ihrer Tante gehört. Sie starb an Morphinumvergiftung.«

Elinor Carlisle sagte kalt: »Ich habe sie nicht getötet.«

»Haben Sie ihr vielleicht geholfen, sich selbst zu töten?«

»Ob ich ihr geholfen – -? Ah, ich verstehe. Nein.«

»Wußten Sie, daß Ihre Tante kein Testament gemacht hatte?«

»Nein, davon hatte ich keine Ahnung.«

Ihre Stimme klang nun flach – einförmig. Die Antwort war mechanisch, uninteressiert.

»Und Sie selbst, haben Sie ein Testament gemacht?« fragte Poirot weiter. – »Ja.« – »Machten Sie es an dem Tag, an dem Dr.

Lord mit Ihnen darüber sprach?« – »Ja.«

Wieder diese rasche Blutwelle.

»Wem haben Sie Ihr Vermögen hinterlassen, Fräulein Carlisle?«

»Ich habe alles Roddy hinterlassen – Roderick Welman«, sagte Elinor ruhig.

»Weiß er das?«

Sie sagte schnell: »Gewiß nicht.«

»Sie haben es nicht mit ihm besprochen?«

»Natürlich nicht. Es wäre ihm wohl sehr unangenehm gewesen.«

»Wer kennt sonst den Inhalt Ihres Testamentes?«

»Nur Herr Seddon – und seine Angestellten, vermutlich.«

»Hat Herr Seddon das Testament für Sie ausgefertigt?«

»Ja. Ich schrieb es ihm noch am selben Abend – am Abend des Tages, an dem Dr. Lord zu mir darüber sprach.«

»Haben Sie Ihren Brief selbst zur Post gegeben?«

»Nein. Er kam mit den anderen Briefen vom Haus zur Post.«

»Sie schrieben ihn, gaben ihn in einen Umschlag, siegelten ihn, klebten eine Marke darauf und steckten ihn in den Postbeutel – so war es? Sie zögerten nicht, um zu überlegen? Um ihn nochmals zu überlesen?«

Elinor starrte ihn an und sagte:

»Ich überlas ihn – ja. Ich hatte einige Marken geholt. Als ich mit ihnen zurückkam, las ich den Brief noch einmal, um sicher zu sein, daß ich mich klar ausgedrückt hatte.«

»War jemand bei Ihnen im Zimmer?«

»Nur Roddy.«

»Wußte er, was Sie taten?«

»Ich sagte Ihnen schon – nein.«

»Hätte jemand den Brief lesen können, während Sie das Zimmer verlassen hatten?«

»Ich weiß nicht ... Eine der Angestellten, meinen Sie?

»Vermutlich hätten sie es tun können, wenn sie zufällig hereingekommen wären, während ich fort war.«

»Und bevor Herr Roderick Welman hereinkam?«

»Ja.«

»Und auch er hätte ihn lesen können?«

Elinors Stimme war klar und verächtlich. Sie sagte: »Ich kann Ihnen versichern, Herr Poirot, daß mein Vetter«, wie Sie ihn nennen, nicht die Briefe anderer Leute liest.«

»Das wird allgemein angenommen, ich weiß. Sie wären erstaunt, wie viele Leute Dinge tun, die man nicht tut.«

Elinor zuckte die Achseln, und Poirot sagte beiläufig:

»Kam Ihnen an jenem Tag der Gedanke zum erstenmal, Mary Gerrard zu töten?«

Zum drittenmal stieg das Blut Elinor Carlisle ins Gesicht.

Diesmal war es eine brennende Flut. Sie murmelte: »Hat Ihnen Peter Lord das gesagt?«

»Also damals, nicht wahr?« sagte Poirot sanft. »Als Sie durch das Fenster blickten und sahen, wie sie ihr Testament machte. Es war damals – nicht? –, als Ihnen der Gedanke kam, wie komisch es wäre – und wie gelegen –, wenn Mary Gerrard zufällig sterben sollte.«

Elinor sagte mit leiser, halb erstickter Stimme: »Er wußte es er sah mich an und wußte ...«

»Dr. Lord weiß sehr viel ... Er ist nicht dumm, der junge Mann mit dem sommersprossigen Gesicht und dem roten Haar ...«

»Ist es wahr, daß er Sie schickte, um mir zu – helfen?« fragte Elinor leise.

»Es ist wahr, Mademoiselle.«

Sie seufzte. »Ich verstehe das nicht. Nein, ich verstehe es nicht.«

»Hören Sie zu, Fräulein Carlisle. Es ist notwendig, daß Sie mir genau sagen, was sich an dem Tag begab, an dem Mary Gerrard starb; wohin Sie gingen, was Sie taten; mehr als das, ich will sogar wissen, was Sie dachten.«

Sie starrte ihn an. Dann trat langsam ein seltsames kleines Lächeln auf ihre Lippen. Sie sagte: »Sie müssen ein unglaublich argloser Mensch sein. Begreifen Sie nicht, wie leicht es für mich ist, sie anzulügen?«

Hercule Poirot antwortete ruhig: »Das macht nichts.«

Sie begriff nicht. »Das macht nichts?«

»Nein. Denn Lügen, Mademoiselle, sagen dem Zuhörer genausoviel wie die Wahrheit. Manchmal sagen sie mehr. Also fangen Sie an! Sie trafen Ihre Haushälterin, die gute Frau Bishop. Sie wollte mit Ihnen kommen und Ihnen helfen. Sie wollten das nicht. Warum?«

»Ich wollte allein sein.«

»Warum?«

»Warum? Warum? weil ich – Weil ich denken wollte.«

»Sie wollten sich etwas vorstellen – ja. Und was taten Sie dann?«

Elinor sagte mit herausforderndem Kinn: »Ich kaufte Paste für belegte Brötchen.« – »Zwei Töpfchen?« – »Zwei.«

»Und Sie gingen nach Hunterbury. Was taten Sie dort?«

»Ich ging hinauf in das Zimmer meiner Tante und begann ihre Sachen durchzugehen.«

»Was fanden Sie?«

»Was ich fand?« Sie zog die Brauen zusammen. »Kleider alte Briefe – Fotografien – Schmuck.«

»Keine Geheimnisse?«

»Geheimnisse? Ich verstehe Sie nicht.«

»Fahren Sie also fort. Was dann?«

»Ich ging hinunter in die Anrichtekammer und machte belegte Brötchen.«

Poirot sagte leise: »Und Sie dachten – was?«

Ihre blauen Augen blitzten plötzlich. »Ich dachte an meine Namensschwester. Eleanor von Aquitanien ...«

»Ich verstehe vollkommen.«

»Ja?«

»O ja. Ich kenne die Geschichte. Sie ließ der schönen Rosamunde – so war es, nicht? – die Wahl zwischen einem Dolch und einem Becher Gift. Rosamunde wählte das Gift ...«

Elinor sagte nichts. Sie war jetzt blaß.

»Nur«, sagte Poirot freundlich, »hätte es diesmal vielleicht keine Wahl gegeben ... Fahren Sie fort, Mademoiselle, was dann?«

»Ich legte die fertigen belegten Brötchen auf einen Teller und ging hinunter zum Pförtnerhaus. Schwester Hopkins war mit Mary dort. Ich sagte ihnen, ich hätte ein paar belegte Brötchen im Haus.«

Poirot beobachtete sie. Er sagte leise: »Ja, und sie kamen alle zusammen ins Haus, nicht wahr?«

»Ja. Wir – aßen die belegten Brötchen im Frühstückszimmer.«

Poirot sagte in demselben leisen Ton:

»Ja, ja – noch immer im Traum ... und dann ...?«

»Dann?« Sie starrte ihn an. »Ich verließ sie – am Fenster stehend. Ich ging in die Anrichte. Es war noch immer, wie Sie sagen – wie in einem Traum ... Schwester Hopkins war dort und wusch ab ... Ich gab ihr das Töpfchen mit der Paste.«

»Ja – ja. Und was geschah dann? Was dachten Sie dann?«

Elinor sagte träumerisch: »Am Handgelenk der Schwester war eine kleine Verletzung. Ich erwähnte es, und sie sagte, es sei ein Dorn vom Rosenspalier am Pförtnerhaus ... Roddy und ich hatten einst einen Streit – vor langer Zeit – über den Krieg der Rosen. Ich war Lancaster und er war York. Er liebte weiße Rosen. Ich sagte, sie wären keine wirklichen – sie duften nicht einmal! Ich liebte rote Rosen, groß und dunkel und samtartig und nach Sommer riechend ... Wir stritten ganz blödsinnig.

Sehen Sie, da kam mir das alles wieder in den Sinn – dort in der Anrichte – und etwas – etwas – etwas brach in mir – der finstere Haß, den ich im Herzen gehabt hatte – schwand, als ich mich erinnerte, wie wir als Kinder zusammen waren. Ich haßte Mary nicht mehr. Ich wünschte nicht mehr, daß sie stürbe ...« Sie hielt inne. »Aber später, als wir ins Frühstückszimmer zurückkehrten, da war sie am Sterben ...«

Sie schwieg. Poirot schaute sie durchdringend an. Sie wurde rot und sagte: »Wollen Sie mich wieder fragen – ob ich Mary Gerrard tötete?«

Poirot erhob sich. Er sagte schnell: »Ich werde Sie – nichts fragen. Es gibt Dinge, die ich nicht wissen will ...«

19. Kapitel

I

Dr. Lord kam zum Zug auf den Bahnhof.

Hercule Poirot stieg aus. Er sah ganz nach London aus und trug spitze Lackschuhe.

Peter Lord musterte sein Gesicht besorgt, jedoch Hercule Poirot verriet nichts.

Peter Lord sagte: »Ich habe mein möglichstes getan, um Antworten auf Ihre Fragen zu bekommen. Erstens, Mary Gerrard reiste am 10. Juli von hier nach London. Zweitens, ich habe keine Haushälterin – ein paar dumme Mädels führen mein Haus.

Ich glaube, Sie müssen Frau Slattery meinen, die Haushälterin meines Vorgängers Ransome. Ich kann Sie noch vormittags hinbringen, wenn Sie wollen, ich habe veranlaßt, daß sie zu Hause sein wird.«

»Ja, ich glaube, es wäre gut, wenn ich sie zuerst sprechen würde«, entgegnete Poirot.

»Dann sagten Sie, Sie wollten nach Hunterbury. Ich könnte mit Ihnen kommen. Ich begreife überhaupt nicht, warum Sie noch nicht dort waren. Kann mir nicht denken, warum Sie nicht hingehen wollten, als Sie das letztmal hier waren. Ich hätte gedacht, daß das erste, was in einem solchen Fall zu tun wäre, ein Besuch an dem Ort, wo das Verbrechen stattfand, sein würde.«

Seinen Kopf ein wenig schief haltend, fragte Hercule Poirot:

»Warum?«

»Warum?« Peter Lord war durch diese Frage etwas aus der Fassung gebracht. »Ist das nicht üblich?«

»In meinem Beruf kann man sich nicht nach einem Lehrbuch richten! Man benützt seinen natürlichen Verstand.«

»Sie können dort irgendeinen Anhaltspunkt finden.«

»Sie lesen zu viele Detektiv-Geschichten«, seufzte Poirot.

»Die Polizei in diesem Land ist bewundernswert. Ich zweifle nicht, daß sie Haus und Garten höchst sorgfältig durchsuchten.«

»Nach Beweisen gegen Elinor Carlisle – nicht nach Beweisen zu ihren Gunsten.«

»Mein lieber Freund – Ihre Polizei ist kein Ungeheuer! Elinor Carlisle wurde verhaftet, weil genügend Beweise gefunden wurden, um eine Anklage gegen sie zu erheben – eine stark begründete Anklage, möchte ich sagen. Es wäre nutzlos, wenn ich dort noch forschen würde, wo die Polizei schon alles durchforscht hat.«

»Aber jetzt wollen Sie doch noch hingehen?« wandte Peter ein. Hercule Poirot nickte. »Ja – jetzt ist es notwendig. Denn jetzt weiß ich genau, was ich suche. Man muß mit dem Gehirn verstehen, bevor man seine Augen gebraucht.«

»Also denken Sie doch – daß – etwas – noch dort sein könnte?«

Poirot sagte sanft: »Ich habe eine kleine Idee, daß wir etwas finden werden – ja.«

»Etwas, um Elinors Unschuld zu beweisen?«

»Ah, das habe ich nicht gesagt.«

Peter Lord hielt plötzlich inne. »Sie meinen doch nicht, daß Sie sie noch immer für schuldig halten?«

Poirot sagte ernst: »Sie müssen noch etwas warten, mein Freund, bevor Sie eine Antwort auf diese Frage bekommen.«

Poirot aß mit dem Doktor in einem hübschen viereckigen Zimmer zu Mittag, das ein Fenster zum Garten geöffnet hatte.

»Haben Sie aus der alten Slattery herausbekommen, was Sie wollten?« fragte Lord.

Poirot nickte.

»Was wollten Sie eigentlich von ihr?«

»Klatsch! Erzählungen von vergangenen Zeiten. Manche Verbrechen haben ihre Wurzeln in der Vergangenheit. Ich glaube, dieses auch.«

Peter Lord wurde gereizt: »Ich verstehe kein Wort von dem, was Sie reden.«

Poirot lächelte. Er sagte: »Dieser Fisch ist wunderbar frisch.«

»Kann sein«, sagte Lord ungeduldig. »Ich habe ihn heute früh selbst gefangen. Hören Sie mal, Poirot, werde ich nichts von dem erfahren, was Sie im Sinn haben? Warum lassen Sie mich im dunkeln?«

Der andere schüttelte den Kopf. »Weil es vorläufig noch kein Licht gibt. Mir tritt immer wieder die Tatsache entgegen, daß es niemanden gab, der Grund hatte, Mary Gerrard zu töten – außer Elinor Carlisle.«

»Das können Sie nicht mit Bestimmtheit wissen. Bedenken Sie, sie war doch längere Zeit im Ausland.«

»Ja, ja, ich habe Erkundigungen eingezogen.«

»Sie waren selbst in Deutschland?«

»Ich selbst, nein.« Mit einem leichten Kichern fügte er hinzu:

»Ich habe meine Spione!«

»Können Sie sich auf andere Leute verlassen?«

»Gewiß. Ich werde doch nicht hin und her rennen und Sachen dilettantisch tun, die ein anderer für eine kleine Summe mit gewerbsmäßiger Geschicklichkeit machen kann! Ich kann Sie versichern, mein Lieber, ich habe verschiedene Eisen im Feuer.

Ich habe mehrere nützliche Helfer – einer davon ist ein früherer Einbrecher.«

»Wofür benützen Sie den?«

»Das letzte, wofür ich ihn benützte, war eine sehr gründliche Durchsuchung von Herrn Welmans Wohnung.«

»Was hat er gesucht?«

Poirot sagte: »Man möchte immer gern genau wissen, was für Lügen einem erzählt worden sind.«

»Hat Welman Sie belogen?«

»Entschieden.«

»Wer hat Sie noch belogen?«

»Jeder, denke ich: Schwester O'Brien romantisch; Schwester Hopkins widerspenstig; Frau Bishop giftig. Sie selbst -«

»Großer Gott!« Peter Lord unterbrach ihn ohne Umstände.

»Sie glauben doch nicht, daß ich Sie belogen habe, was?«

»Noch nicht«, gab Poirot zu.

Dr. Lord sank auf seinen Stuhl zurück. »Sie sind ein ungläubiger Kerl, Poirot.«

Dann sagte er: »Wenn Sie fertig sind, können wir nach Hunterbury aufbrechen. Ich muß später

noch ein paar Patienten besuchen, und nachher habe ich Sprechstunde.«

Sie gingen zu Fuß und betraten den Garten von der Rückseite aus. Am Weg begegneten sie einem hübschen, großen jungen Burschen, der einen Schubkarren führte und Dr. Lord respektvoll grüßte.

»Guten Morgen, Horlick. Das ist Horlick, der Gärtner, Poirot. Er arbeitete an jenem Morgen hier.«

»Ja, Sir, das ist richtig«, sagte Horlick. »Ich sah Fräulein Elinor an jenem Morgen und sprach mit ihr.«

»Was sagte sie zu Ihnen?« fragte Poirot.

»Sie sagte, das Haus sei so gut wie verkauft, und das hat mich etwas erschreckt, Sir; aber Fräulein Elinor sagte, sie würde bei Major Somervell ein Wort für mich einlegen, und vielleicht würde er mich behalten – wenn er mich nicht zu jung fände, vielleicht als Obergärtner – da ich doch eine gute Schule unter Herrn Stephens hier gehabt hatte.«

Dr. Lord fiel ein: »Schien sie so wie gewöhnlich, Horlick?«

»Ja, freilich, Sir, außer daß sie ein wenig aufgeregter war – und als ob sie etwas bedrücke.«

»Haben Sie Mary Gerrard gekannt?« fragte Poirot.

»O ja, Sir. Aber nicht sehr gut.«

»Wie war Sie?«

Horlick verstand nicht gleich. »Wie sie war, Sir? Meinen Sie, wie sie ausgesehen hat?«

»Nein, das nicht. Ich meine, was für eine Art Mädchen sie war?«

»Ja, Sir, sie war ein besonders nettes Mädchen, immer freundlich und so weiter. War auch ziemlich eingebildet, möchte ich sagen. Wissen Sie, die alte Frau Welman hat viel Geschichten mit ihr gemacht. Das machte ihren Vater freilich wütend, er konnte ganz wild werden.«

»Nach allem, was ich gehört habe, war er recht unangenehm, der Alte?«

»Ja, das war er wirklich, brummte immer. Sprach selten ein freundliches Wort zu einem.«

»Sie waren an jenem Vormittag hier. Wo haben Sie gearbeitet?«

»Meistens im Küchengarten, Sir.«

»Das Haus können Sie von dort nicht sehen?«

»Nein, Sir.«

Hier fiel Dr. Lord wieder ein: »Wenn jemand zum Haus gekommen wäre – bis zum Fenster der Anrichte –, hätten Sie ihn nicht gesehen?«

»Nein, Sir.«

»Wann gingen Sie zum Essen?« fragte Lord weiter.

»Um ein Uhr, Sir.«

»Und Sie haben nichts gesehen – keinen Menschen, der sich da aufhielt – oder einen Wagen draußen – oder sonst etwas?«

Die Augenbrauen des Mannes hoben sich in leichtem Staunen.

»Vor dem hinteren Tor, Sir? Da war nur Ihr Wagen.«

»*Mein* Wagen? Sicherlich nicht mein Wagen! Ich war an jenem Vormittag in der Gegend von Withenbury und kam erst nach zwei zurück.«

Horlick sah sehr erstaunt aus. »Ich war sicher, daß es Ihr Wagen war, Sir«, meinte er zweifelnd.

Peter Lord sagte rasch: »Na, es hat nichts zu sagen. Guten Morgen, Horlick.«

Er und Poirot gingen weiter. Horlick schaute ihnen eine Weile nach, dann fuhr er langsam mit seinem Schubkarren weiter.

Peter Lord sagte leise – aber in großer Erregung: »Endlich etwas! Wessen Wagen war es, der an jenem Morgen vor dem Tor stand?«

»Was haben Sie für einen Wagen, mein Freund?«

»Einen Ford – seegrün ist er. Sie sind ja ziemlich häufig.«

»Und Sie sind sicher, daß es nicht Ihrer war? Sie haben sich nicht im Tag geirrt?«

»Vollkommen sicher. Ich war in Withenbury drüben, kam spät zurück, aß verspätet, und dann kam der Anruf wegen Mary Gerrard und ich eilte hinüber.«

»Dann scheint es, mein Freund, daß wir endlich auf etwas Greifbares gestoßen sind.«

»Jemand war an jenem Vormittag hier ... jemand, der weder Elinor Carlisle noch Mary Gerrard, noch Schwester Hopkins war ...«

»Das ist sehr interessant. Kommen Sie, beginnen wir unsere Untersuchung! Nehmen wir zum Beispiel an, ein Mann (oder eine Frau) wollte sich dem Haus ungesehen nähern, wie würde er es anfangen?«

In der Hälfte der Anfahrt zweigte ein Pfad ab und führte durch ein Gebüsch. Sie folgten ihm, und bei einer Krümmung packte Peter Lord Poirots Arm und deutete auf ein Fenster. »Das ist das Fenster der Anrichte, wo Elinor Carlisle die Brötchen vorbereitete.«

»Und von hier konnte sie jeder dabei sehen«, murmelte Poirot.

»Das Fenster war offen, wenn ich mich recht erinnere?«

»Weit offen. Es war ein heißer Tag.«

»Wenn also jemand ungesehen beobachten wollte, was vorging, wäre ungefähr hier der richtige Ort.«

Die beiden Männer suchten herum, und Peter Lord sagte: »Da ist eine Stelle – hinter diesen Büschen, wo der Boden niedergetreten ist. Man sieht es noch deutlich.«

Poirot trat zu ihm. »Ja, das ist eine gute Stelle. Sie ist vom Pfad versteckt, und jene Lücke im Gebüsch läßt eine gute Aussicht auf das Fenster frei. Also was tat er, unser Freund, der da stand? Rauchte er vielleicht?« Sie beugten sich nieder, untersuchten den Boden und schoben die Blätter und Zweige zur Seite.

Plötzlich ließ Hercule Poirot ein Brummen hören.

Peter Lord richtete sich aus seiner gebückten Stellung auf:

»Was gibt es?«

»Eine Zündholzschachtel, mein Freund. Eine leere Zündholzschachtel, tief in den Boden getreten, naß und halb verfault.« Mit Behutsamkeit und Sorgfalt barg er den Gegenstand und legte ihn endlich auf einen Bogen Papier, den er seiner Tasche entnahm.

»Es ist ausländisch«, sagte Dr. Lord. »Mein Gott! Deutsche Zündhölzer!«

»Und Mary Gerrard war kurz vorher aus Deutschland gekommen!«

Peter Lord frohlockte: »Jetzt haben wir etwas! Sie können es nicht leugnen!« – »Vielleicht ...«, sagte Poirot langsam.

»Aber, zum Teufel, Mensch, wer in der Gegend könnte ausländische Zündhölzer haben?«

»Ich weiß – ich weiß.«

Seine Blicke, fragende Blicke, schweiften zu der Lücke im Gebüsch und dem Anblick des Fensters. »Es ist nicht ganz so einfach, wie Sie denken. Es ist eine große Schwierigkeit dabei.

Sehen Sie das nicht selbst?«

»Was? Sagen Sie es mir!«

Poirot seufzte. »Wenn Sie es nicht selbst sehen ... Aber kommen Sie, gehen wir weiter.« Sie gingen weiter zum Haus.

Peter Lord sperrte die Hintertür mit einem Schlüssel auf.

Er ging voraus durch den Abwaschraum in die Küche, durch diese dann einen Gang entlang, in dem auf einer Seite eine Garderobe und auf der anderen die Anrichtekammer lag. Dort sahen sich die beiden Männer um.

In der Anrichtekammer waren die üblichen Schränke für Glas und Porzellan mit Schiebetüren. Es

gab einen Gasring und zwei Kessel und oben auf einem Fach zwei Büchsen, auf denen ›Tee‹ und ›Kaffee‹ stand. Dann waren noch ein Ausguß, ein Trockenbrett und eine Pappendeckel-Abwaschschüssel da. Vor dem Fenster stand ein Tisch. »Auf diesem Tisch hat Elinor Carlisle die belegten Brötchen gemacht«, erklärte Lord. »Das Stückchen von dem Morphinum-Etikett wurde in dieser Ritze des Bodens unter dem Ausguß gefunden.«

»Polizeileute sind sorgfältige Sucher. Ihnen entgeht nicht viel.«

Peter Lord sagte heftig: »Es gibt keinen Beweis, daß Elinor je dieses Röhrchen in der Hand hatte! Ich sage Ihnen, jemand beobachtete sie von draußen, vom Gebüsch her. Sie ging zum Pförtnerhaus, und er sah die Gelegenheit und schlüpfte herein, öffnete das Röhrchen, zerdrückte einige Morphinumtabletten zu Pulver und gab sie auf das oberste Brötchen. Er bemerkte gar nicht, daß er ein Stückchen von dem Etikett abgerissen hatte und daß es in die Ritze hineingeflattert war. Er eilte fort, setzte seinen Wagen in Gang und fuhr davon.«

Poirot seufzte. »Und noch immer merken Sie nichts! Es ist unglaublich, wie begriffsstutzig ein gescheiter Mensch manchmal sein kann!«

Peter Lord fragte zornig: »Wollen Sie behaupten, daß Sie nicht glauben, daß jemand in diesem Gebüsch stand und dieses Fenster beobachtete?«

»Ja, das glaube ich schon ...«

»Dann müssen wir herausbekommen, wer es war!« Poirot murmelte: »Wir werden nicht weit zu suchen haben, glaube ich.«

»Meinen Sie, daß Sie es wissen?«

»Ich habe eine ziemliche Ahnung.«

»Dann brachten Ihnen Ihre Leute, die sich in Deutschland erkundigten, doch etwas ...«

Hercule Poirot sagte, sich auf die Stirn klopfend: »Mein Freund, es ist alles hier, in meinem Kopf ... Kommen Sie, gehen wir das Haus durch.«

II

Sie standen endlich in dem Zimmer, in dem Mary Gerrard gestorben war.

Das Haus hatte eine seltsame Atmosphäre: es schien lebendig von Erinnerung und Vorbedeutungen.

Peter Lord öffnete eines der Fenster. Er sagte mit einem leichten Schauer: »Dieser Raum ist wie eine Gruft ...«

»Wenn die Wände sprechen könnten ...«, murmelte Poirot.

»Es hat sich alles hier in diesem Haus abgespielt – der Anfang der ganzen Geschichte, nicht?«

Er schwieg, dann sagte er leise:

»Hier in diesem Zimmer starb Mary Gerrard. Sie fanden sie in jenem Stuhl am Fenster sitzend ... Ein junges Mädchen – schön romantisch? Schmiedete sie Pläne? War sie etwas Besonderes und tat vornehm? War sie sanft und lieb, ohne alle Hintergedanken ... eben nur ein junges Ding, das sein Leben begann ... ein Mädchen wie eine Blume? ...«

»Was immer sie war«, sagte Peter Lord, »jemand wünschte ihren Tod.« – »Ich möchte wissen ...«, murmelte Poirot.

Lord starrte ihn an: »Was meinen Sie?«

Poirot schüttelte den Kopf. »Noch nicht.«

Er wandte sich um. »Wir sind durch das ganze Haus gegangen.

Wir haben alles gesehen, was hier zu sehen ist. Gehen wir zum Pförtnerhaus hinunter.«

Auch hier war alles in Ordnung: die Zimmer staubig, aber nett.

Aller persönlicher Besitz war ausgeräumt. Die beiden Männer blieben nur ein paar Minuten. Als sie in die Sonne hinaus kamen, berührte Poirot die Blätter einer Rose, die an einem Spalier emporwuchs, sie war rosa und duftete süß. »Kennen Sie den Namen dieser Rose? Sie heißt Zephyrine Droughin, mein Freund.«

»Was hat das mit der Sache zu tun?« fragte Lord gereizt.

»Als ich bei Elinor Carlisle war, sprach sie von Rosen. Damals sah ich zum erstenmal – nicht Tageslicht, aber den kleinen Lichtschein, den man in einem Zug sieht, wenn man im Begriff ist, aus einem Tunnel herauszukommen.«

»Was sagte sie Ihnen?«

»Sie erzählte mir von ihrer Kindheit, wie sie hier im Garten spielten und sie und Roderick Welman auf verschiedenen Seiten kämpften. Sie waren Feinde, denn er zog die weiße Rose von York – kalt und streng – vor, und sie, erzählte sie, liebte rote Rosen, die rote Rose von Lancaster. Rote Rosen, die Duft haben und Farbe und Leidenschaft und Wärme. Und das, mein Freund, ist der Unterschied zwischen Elinor Carlisle und Roderick Welman.«

»Erklärt das etwas?«

»Es erklärt Elinor Carlisle – die leidenschaftlich und stolz ist und einen Mann wahnsinnig liebte, der unfähig war, sie zu lieben ...«

»Ich verstehe Sie nicht ...«

»Aber ich verstehe sie ... Ich verstehe sie beide. Nun, mein Freund, wollen wir noch einmal zurück auf die kleine Lichtung im Gebüsch gehen.«

Sie gingen schweigend hin. Peter Lords sommersprossiges Gesicht war bekümmert und zornig.

Als sie an die Stelle kamen, stand Poirot eine Weile regungslos, und Peter Lord beobachtete ihn.

Dann stieß der kleine Detektiv plötzlich einen ärgerlichen Seufzer aus. Er sagte: »Es ist wirklich so einfach. Sehen Sie denn nicht, mein Freund, den verhängnisvollen Irrtum in Ihren Schlüssen? Nach Ihrer Theorie kam jemand, offenbar ein Mann, der Mary Gerrard in Deutschland gekannt hatte, mit der Absicht hierher, sie zu töten. Aber schauen Sie doch nur, mein Freund, schauen Sie! Gebrauchen Sie die zwei Augen Ihres Leibes, da Ihnen die Augen Ihres Geistes nicht zu dienen scheinen! Was sehen Sie von hier: ein Fenster, nicht wahr? Und an jenem Fenster – ein Mädchen. Ein Mädchen, das Brötchen schneidet.

Das heißt Elinor Carlisle. Nun denken Sie doch nur eine Sekunde daran: Was auf der Welt sagte dem beobachtenden Mann, daß diese Brötchen Mary Gerrard angeboten würden?

Niemand wußte das, als Elinor Carlisle selbst – niemand! Nicht einmal Mary Gerrard oder Schwester Hopkins.

Was folgt also daraus – wenn ein Mann hier auf der Lauer stand und nachher beim Fenster hineinkletterte und ein Brötchen vergiftete? Was dachte und glaubte er? Er dachte, er muß gedacht haben, daß die Brötchen von Elinor Carlisle selbst gegessen würden ...«

20. Kapitel

Poirot pochte an die Tür von Schwester Hopkins' Häuschen.

Sie öffnete, den Mund voll Kuchen.

Sie sagte scharf: »Nun, Herr Poirot, was wünschen Sie jetzt?«

»Darf ich eintreten?«

Etwas widerstrebend trat Schwester Hopkins zurück, und Poirot durfte die Schwelle überschreiten.

Schwester Hopkins bot Tee an, und ein paar Minuten darauf betrachtete Poirot mit ziemlichem Schrecken eine Tasse voll tintigen Gebräus.

»Eben fertig – gut und stark!« sagte Schwester Hopkins.

Poirot rührte seinen Tee vorsichtig um und nahm heroisch einen Schluck. »Haben Sie eine Idee, weshalb ich hergekommen bin?«

»Ich könnte es nicht sagen, ehe Sie es mir mitteilen. Ich habe nie behauptet, ich sei eine Gedankenleserin.«

»Ich bin gekommen, um Sie nach der Wahrheit zu fragen.«

Schwester Hopkins erhob sich voll Zorn. »Und was soll das bedeuten, möchte ich gern wissen? Ich bin immer eine wahrheitsliebende Person gewesen, nicht jemand, der sich auf irgendeine Art schützen will. Ich redete bei der Leichenschau über das verlorene Röhrchen mit Morphinum frei heraus, wo manche an meiner Stelle geschwiegen und nichts gesagt hätten.

Ich wußte genau, daß ich wegen Nachlässigkeit gerügt werden würde, da ich meinen Koffer herumliegen ließ; schließlich ist das eine Sache, die jedem passieren kann! Ich wurde dafür getadelt – und in meinem Beruf wird mir das nichts nützen, kann ich Ihnen sagen. Doch das hatte keinen Einfluß auf mich! Ich wußte etwas, das Bezug auf den Fall hatte, also sagte ich aus.

Und ich wäre Ihnen dankbar, Herr Poirot, wenn Sie Ihre garstigen Andeutungen bei sich behalten würden! Es gibt nichts über den Tod von Mary Gerrard, über das ich nicht offen und klar wie der Tag ausgesagt hätte, und wenn Sie anders darüber denken, wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir eine Erklärung dafür gäben! Ich habe nichts verborgen – gar nichts!

Und ich bin bereit, im Gerichtshof aufzustehen und das unter Eid auszusagen.«

Poirot versuchte nicht, sie zu unterbrechen. Er wußte, wie man mit einer zornigen Frau umgehen muß. Er ließ Schwester Hopkins aufbrausen und sich austoben. Dann sprach er – ruhig und mild: »Ich meinte nicht, daß Sie etwas im Zusammenhang mit dem Verbrechen verschwiegen haben.«

»Also was meinten Sie dann?«

»Ich bat Sie, mir die Wahrheit zu sagen – nicht über den Tod, sondern über das Leben von Mary Gerrard.«

»Oh!« Schwester Hopkins schien einen Augenblick verblüfft.

Sie sagte: »Also darauf wollen Sie hinaus? Aber es hat nichts mit dem Mord zu tun.«

»Das habe ich auch nicht behauptet. Ich sagte, Sie hielten mit etwas zurück, das sie betraf.«

»Warum sollte ich das nicht tun – wenn es nichts mit dem Verbrechen zu tun hat?«

Poirot zuckte die Achseln. »Warum sollten Sie es tun?«

Schwester Hopkins sagte, hochrot im Gesicht: »Weil es einfach nur anständig ist! Sie sind heute alle tot – jeder einzelne, den es betrifft. Und jemand anderen geht es nichts an!«

»Wenn es nur Vermutung ist – vielleicht nicht. Aber wenn Sie tatsächliche Kenntnis haben, das ist etwas anderes.«

»Ich weiß nicht genau, was Sie meinen ...«

»Ich will Ihnen helfen. Ich erhielt Andeutungen von Schwester O'Brien und hatte ein langes Gespräch mit Frau Slattery, die ein sehr gutes Gedächtnis für Ereignisse hat, die über zwanzig Jahre zurückliegen. Ich will Ihnen genau sagen, was ich erfahren habe.

Also vor mehr als zwanzig Jahren gab es ein Liebesverhältnis zwischen zwei Leuten. Eine von ihnen war Frau Welman, die seit einigen Jahren Witwe war, eine einer tiefen und leidenschaftlichen Liebe fähigen Frau. Der andere Teil war Sir Lewis Rycroft, der unglücklicherweise eine Gattin hatte, die unheilbar wahnsinnig war. Zu dieser Zeit gab das Gesetz keine Aussicht auf Freiheit durch Scheidung, und Lady Rycroft, deren körperliches Befinden vorzüglich war, konnte neunzig Jahre alt werden. Über das Verhältnis zwischen den beiden wurde wohl gemunkelt, aber sie waren beide

vorsichtig und bemüht, den Schein zu wahren. Dann fiel Sir Lewis Rycroft im Krieg.«

»Nun?« sagte Schwester Hopkins.

»Ich meine«, sagte Poirot, »daß nach seinem Tod ein Kind geboren wurde und daß dieses Kind Mary Gerrard war.«

»Sie scheinen ja recht gut Bescheid zu wissen!«

»Das ist, was ich vermute: Aber es ist möglich, daß Sie einen bestimmten Beweis haben, daß es so ist.«

Schwester Hopkins saß schweigend mit gerunzelter Stirn ein paar Minuten, dann stand sie plötzlich auf, ging durch das Zimmer, öffnete eine Lade und nahm einen Briefumschlag heraus, den sie Poirot brachte. »Ich will Ihnen sagen, wie das in meine Hände kam. Einen Verdacht hatte ich schon, wissen Sie.

Erstens die Art, wie Frau Welman das Mädchel anschaute, und dazu das Gerede, das ich hörte. Und der alte Gerrard sagte mir, als er krank war, daß Mary nicht seine Tochter sei.

Nun, nach Marys Tod räumte ich im Pförtnerhaus auf, und in einer Lade fand ich unter einigen Sachen des Alten diesen Brief.

Sie sehen, was obenauf geschrieben ist.«

Poirot las die Aufschrift in verblaßter Tinte:

»Für Mary – ihr nach meinem Tod zu schicken.«

»Diese Schrift ist nicht frisch?«

»Es war nicht Gerrard, der das schrieb«, erklärte Schwester Hopkins. »Es war Marys Mutter, die vor vierzehn Jahren starb.

Sie bestimmte das für das Mädchen, aber der Alte hob es unter seinen Sachen auf, und so sah sie es nie – und ich bin froh darüber! So konnte sie bis zuletzt den Kopf hoch tragen und hatte keinen Grund, sich zu schämen.«

Sie machte eine kleine Pause und fuhr dann fort: »Nun, es war ja versiegelt, aber ich muß zugeben, daß ich es öffnete und las, was ich wohl nicht hätte tun sollen. Jedoch Mary war tot, und ich erriet mehr oder weniger, was darin stand, und dachte, daß es niemand anderen etwas angehe. Trotzdem wollte ich es nicht recht vernichten, weil ich das Gefühl hatte, das wäre nicht recht.

Da lesen Sie selbst.«

Poirot zog den Bogen Papier, der mit einer kleinen eckigen Schrift bedeckt war, heraus und las:

»Dies ist die Wahrheit, die ich hier niedergeschrieben habe für den Fall, daß sie je gebraucht werden sollte. Ich war Kammerjungfer bei Frau Welman in Hunterbury und sie war sehr gut zu mir. Mir ist ein Malheur passiert, und sie ist mir zur Seite gestanden und hat mich wieder in ihre Dienste genommen, als alles vorüber war; das Kind war gestorben. Meine Herrin und Sir Lewis Rycroft liebten einander, doch sie konnten nicht heiraten, denn er hatte schon eine Frau, die war im Irrenhaus, die Arme! Er war ein feiner Herr und Frau Welman ganz ergeben.

Er fiel im Krieg, und bald nachher sagte sie mir, daß sie ein Kind bekomme. Dann fuhr sie nach Schottland und nahm mich mit.

Das Kind wurde dort geboren – in Ardlochrie. Bob Gerrard, der, als ich im Unglück war, nichts mehr von mir wissen wollte, hatte wieder begonnen, mir zu schreiben. So wurde abgemacht, daß wir zwei heiraten sollten und im Pförtnerhaus wohnen und er glauben sollte, daß das Kind das meine sei. Wenn wir dort lebten, würde es natürlich scheinen, daß Frau Welman sich für das Kind interessiere und sich um ihre Erziehung kümmere und später für ihr Fortkommen Sorge. Sie meinte, es sei besser für Mary, wenn sie die Wahrheit nie erführe. Frau Welman gab uns beiden eine schöne Summe Geldes; jedoch ich hätte ihr auch ohne das geholfen. Ich war ganz glücklich mit Bob, aber Mary hat er nie recht gemocht. Ich habe den Mund gehalten und nie irgend jemand etwas erzählt. Aber ich

denke, es ist für den Fall meines Todes richtig, daß ich dies schwarz auf weiß niederschreibe. Elise Gerrard (geb. Elise Riley).«

Hercule Poirot atmete tief auf und legte den Brief wieder zusammen.

Schwester Hopkins fragte besorgt: »Was werden Sie machen?

Sie sind doch alle jetzt tot! Es tut nicht gut, diese Dinge auszugraben. Jedermann hier hat Frau Welman so hoch geachtet, kein Wort ist gegen sie gesagt worden. Dieser ganze alte Skandal – es wäre grausam! Und dasselbe gilt für Mary. Sie war ein liebes Mädel; warum sollte man erfahren, daß sie ein uneheliches Kind war? Lassen Sie die Toten in Frieden ruhen.«

»Man muß an die Lebenden denken.«

»Aber diese Sache hat doch nichts mit dem Mord zu tun.«

»Sie kann sehr viel damit zu tun haben.«

Er verließ das Häuschen und Schwester Hopkins, die ihm mit offenem Munde nachstarrte.

Er war ein Stückchen gegangen, als er zögernde Schritte hinter sich bemerkte. Er blieb stehen und wandte sich um.

Es war Horlick, der junge Gärtner von Hunterbury. Er war sehr verlegen und drehte seine Mütze fortwährend in den Händen.

»Entschuldigen Sie, könnte ich ein Wort mit Ihnen sprechen?«

Er schluckte aufgeregt beim Sprechen.

»Gewiß. Was gibt's?«

Horlick drehte die Mütze noch rascher. Er sagte, indem er die Augen abwandte und noch unglücklicher und verlegener aussah:

»Es handelt sich um das Auto.«

»Das Auto, das an jenem Morgen vor dem hinteren Tor stand?«

»Ja, Sir. Dr. Lord sagte heute, daß es nicht sein Wagen war aber er war es doch, Sir.«

»Sie wissen das bestimmt?«

»Ja, Sir. Wegen der Nummer, Sir. Es war MSS 2022. Ich habe genau darauf geachtet – MSS 2022. Wissen Sie, wir kennen es im Dorf und nennen es immer Miss Tu-Tu! Ich bin ganz sicher, Sir.«

Poirot sagte leise lächelnd: »Aber Dr. Lord sagt, er war an jenem Vormittag in Withenbury.«

Horlick war ganz unglücklich: »Ja, Sir, ich habe es gehört.

Aber es war doch sein Wagen, Sir ... Darauf kann ich einen Eid ablegen.«

»Danke, Horlick, das ist genau das, was Sie vielleicht werden tun müssen ...«

21. Kapitel

I

War es sehr heiß im Gerichtshof? Oder sehr kalt? Elinor Carlisle war nicht ganz sicher. Manchmal fühlte sie sich glühend, wie im Fieber, und gleich danach erschauerte sie.

Sie hatte das Ende der Rede des Staatsanwalts nicht gehört. Sie war in die Vergangenheit untergetaucht – war die ganze Sache wieder langsam durchgegangen, von dem Tag, wo dieser elende Brief gekommen war, bis zu dem Augenblick, wo ihr der glatte Polizeibeamte mit entsetzlicher Geläufigkeit gesagt hatte:

»Sie sind Elinor Katharina Carlisle. Ich habe hier einen Haftbefehl für Sie auf Grund der Beschuldigung, daß Sie Mary Gerrard ermordet haben, indem Sie ihr am 27. Juli Gift gaben, und ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß alles, was Sie sagen, aufgeschrieben wird und bei der Gerichtsverhandlung als Beweis gegen Sie vorgebracht werden kann.«

Entsetzliche, erschreckende Geläufigkeit ... Sie fühlte sich wie in einer glatt-laufenden, gutgeölten Maschinerie gefangen unmenschlich, leidenschaftslos.

Und nun war sie hier auf der Anklagebank im grellen Licht der Öffentlichkeit, während Hunderte von Augen sie anlotzten und sich an ihr weideten ...

Nur die Geschworenen schauten sie nicht an. Verlegen und mit Bedacht hielten sie die Augen von ihr abgewendet ... Sie dachte:

›Das ist, weil – sie wissen, was sie – bald – sagen werden ...‹ II

Dr. Lord legte Zeugnis ab. War das Peter Lord – jener sommersprossige, heitere junge Doktor, der in Hunterbury so nett und so freundlich gewesen war? Jetzt war er sehr steif, streng beruflich. Seine Antworten kamen eintönig: Er war telefonisch nach Hunterbury berufen worden; zu spät, als daß man etwas hätte tun können; Mary Gerrard war ein paar Minuten nach seinem Eintreffen gestorben; Tod, seiner Meinung nach, infolge Morphium-Vergiftung in einer ihrer ungewöhnlichen Formen – die sogenannte ›foudroyante‹ Abart.

Sir Edwin Bulmer erhob sich zum Kreuzverhör. »Sie waren der behandelnde Arzt der verstorbenen Frau Welman?«

»Jawohl.«

»Während Ihrer Besuche in Hunterbury im Juni hatten Sie Gelegenheit, die Angeklagte und Mary Gerrard beisammen zu sehen?«

»Mehrere Male.«

»Wie würden Sie das Benehmen der Angeklagten Mary Gerrard gegenüber bezeichnen?«

»Vollkommen nett und natürlich.«

Sir Edwin Bulmer sagte mit einem etwas geringschätzigen Lächeln: »Sie sahen nie irgendwelche Anzeichen dieses eifersüchtigen Hasses«, von dem wir soviel zu hören bekamen?«

»Nein.« Lords Stimme klang fest.

Elinor dachte: »Aber er sah es – er sah es ... Er hat für mich gelogen ... Er wußte ...«

Nach Peter Lord kam der Polizeiarzt. Seine Zeugenaussage war länger, mehr auf Einzelheiten eingehend. Der Tod war eine Folge von Morphium-Vergiftung der ›foudroyanten‹ Art.

Möchte er diesen Ausdruck freundlichst erklären? Mit ziemlichem Genuß tat er es. Tod durch Morphium-Vergiftung konnte auf verschiedene Arten erfolgen. Die häufigste war, daß auf eine Zeit heftigster Erregung Schläfrigkeit und Betäubtheit folgte, wobei die Pupillen zusammengezogen erschienen. Eine andere, nicht so häufige Art war von den Franzosen ›foudroyante‹ genannt worden. In diesen Fällen trat tiefer Schlaf in sehr kurzer Zeit – ungefähr zehn Minuten – ein; die Pupillen waren gewöhnlich erweitert ...



Der Gerichtshof hatte sich zurückgezogen und war wiedergekommen. Es hatte stundenlange Aussagen medizinischer Sachverständiger gegeben.

Dr. Alan Garcia, der hervorragende Analytiker, ließ sich breit über den Mageninhalt aus: Brot, Fischpaste, Tee, Morphium ... viele gelehrte Ausdrücke und verschiedene Dezimalpunkte. Die Menge, die von der Verstorbenen genommen worden war, wurde auf ungefähr ein Gramm geschätzt.

Eine tödliche Dosis konnte sogar ein Fünftelgramm sein.

Sir Edwin erhob sich, noch immer verbindlich: »Ich möchte das ganz klar haben. Sie fanden im Magen nichts als Brot, Butter, Fischpaste, Tee und Morphinum. Es waren keine anderen Nahrungsmittel da?«

»Keine.«

»Das heißt, die Verstorbene hatte beträchtliche Zeit nichts als belegte Brötchen und Tee zu sich genommen?«

»So ist es.«

»Hat irgend etwas angezeigt, in welchem speziellen Nahrungsmittel ihr das Morphinum zugeführt worden war?«

»Ich verstehe nicht ganz.«

»Ich will die Frage vereinfachen. Das Morphinum konnte in der Fischpaste oder im Brot oder in der Butter oder im Tee, oder in der Milch, die dem Tee hinzugefügt wurde, genommen worden sein?«

»Gewiß.«

»Es wies nichts darauf hin, daß das Morphinum eher in der Fischpaste war als in einem der anderen Nahrungsmittel?«

»Nein.«

»Und tatsächlich hätte das Morphinum auch separat genommen worden sein können – das heißt, ohne jedes Zuführungsmittel?

Es hätte einfach in seiner Tablettenform geschluckt werden können?«

»Natürlich.«

Sir Edwin setzte sich.

Der Staatsanwalt, Sir Samuel Attenbury, fragte:

»Nichtsdestoweniger sind Sie der Meinung, daß das Morphinum jedenfalls zur gleichen Zeit genommen wurde wie die Nahrung?«

»Ja.«

»Danke.«

IV

Inspektor Brill hatte den Eid mit mechanischer Geläufigkeit abgelegt, steif und stumpf, und leierte seine Aussage mit wohlgeübter Leichtigkeit herunter.

»Ins Haus berufen ... Die Angeklagte sagte: ›Es muß schlechte Fischpaste gewesen sein‹ ... Durchsuchung an Ort und Stelle ... ein ausgewaschenes Gefäß von der Fischpaste stand auf dem Trockenbrett in der Anrichte, ein zweites halb voll ... weitere Suche in der Anrichte ...«

»Was fanden Sie?«

»In einer Ritze der Bretter des Fußbodens hinter dem Tisch fand ich ein winziges Stückchen Papier.«

Das Beweisstück wurde den Geschworenen gereicht.

»Wofür hielten Sie es?«

»Für ein von einem gedruckten Etikett abgerissenes Stückchen - wie es für die Aufschrift auf Glasröhrchen von Morphinum benützt wird.«

»Ja.«

Der Verteidiger erhob sich gemächlich. »Sie fanden dieses Stückchen in einer Ritze auf dem

Boden?«

»Ja.«

»Fanden Sie den Rest dieses Etiketts?«

»Nein.«

»Sie fanden auch nicht irgendein Glasröhrchen oder Fläschchen, an dem dieses Etikett hätte befestigt sein können?«

»Nein.«

»Wie war der Zustand jenes Stückchens Papier, als Sie es fanden? War es rein oder schmutzig?«

»Es war ganz frisch.«

»Wie meinen Sie das, ›ganz frisch‹?«

»Es war oberflächlicher Staub vom Fußboden darauf, aber sonst war es ganz rein.«

»Es konnte nicht längere Zeit dort gelegen haben?«

»Nein, es muß ganz kürzlich dort hingekommen sein.«

»Sie würden also sagen, daß es erst an dem Tag, wo Sie es fanden, hingekommen sei – nicht früher?«

»Ja.«

Mit einem Brummen setzte Sir Edwin sich.

V

Schwester Hopkins als Zeugin, mit rotem Gesicht und selbstgerecht dreinschauend.

Trotzdem, dachte Elinor, wirkte sie nicht so erschreckend wie Inspektor Brill. Es war die Unmenschlichkeit von Inspektor Brill, die so lähmend war. Er war so ausgesprochen nur Teil einer großen Maschine. Schwester Hopkins hatte menschliche Leidenschaften, Vorurteile.

»Ihr Name ist Jessie Hopkins?«

»Ja.«

»Sie sind qualifizierte Bezirkspflegerin und wohnen im Rosenhäuschen in Hunterbury?«

»Ja.«

»Wo waren Sie am 28. Juni?«

»Ich war im Hunterbury-Haus.«

»Sie waren geholt worden?«

»Ja. Frau Welman hatte einen Schlaganfall gehabt – den zweiten. Ich kam, um Schwester O'Brien zu helfen, bis eine zweite Pflegerin gefunden war.«

»Nahmen Sie ein kleines Köfferchen mit?«

»Ja.«

»Sagen Sie den Geschworenen, was darin war.«

»Verbandszeug, eine Spritze und verschiedene Drogen, unter ändern ein Röhrchen mit Morphium-Hydrochlorid.«

»Zu welchem Zweck war das da?«

»Einer der Fälle im Dorf bekam am Morgen und Abend Morphium.«

»Was war der Inhalt des Röhrchens?«

»Es waren zwanzig Tabletten, jede zu 0,02 Gramm Morphium.«

»Was taten Sie mit Ihrem Köfferchen?«

»Ich stellte es in der Halle ab.«

»Das war am Abend des 28. Juni. Wann schauten Sie wieder in den Koffer?«

»Am folgenden Morgen um ungefähr neun Uhr, als ich mich fertig machte, das Haus zu verlassen.«

»Fehlte etwas?«

»Das Röhrchen mit Morphium fehlte.«

»Erwähnten Sie diesen Verlust gegen irgend jemanden?«

»Ich sprach davon zu Schwester O'Brien, der Pflegerin der Patientin.«

»Der Koffer lag in der Halle, wo die Leute hin und her gingen?«

»Ja.«

Sir Samuel machte eine Pause. Dann sagte er: »Sie kannten die verstorbene Mary Gerrard gut?«

»Ja.«

»Was für einen Eindruck hatten Sie von ihr?«

»Sie war ein liebes Mädel – ein braves Mädel.«

»Hatte sie einen heiteren Charakter?«

»Ja, sehr.«

»Sie hatte keine Sorgen, soviel Sie wissen?«

»Nein.«

»Gab es zur Zeit ihres Todes irgend etwas, das sie quälte oder ihr Sorgen über ihre Zukunft machte?«

»Nichts.«

»Sie hätte also keinen Grund gehabt, sich das Leben zu nehmen?«

»Gar keinen Grund.«

So ging es weiter und weiter – die belastende Erzählung. Wie Schwester Hopkins Mary zum Pförtnerhaus begleitet hatte, Elinors Erscheinen, ihre erregte Art, die Einladung zu belegten Brötchen, der Teller, der zuerst Mary angeboten wurde. Elinors Vorschlag, daß alles abgewaschen würde, und ihr weiterer Vorschlag, daß Schwester Hopkins mit ihr hinaufgehe und ihr beim Sortieren der Kleider helfe.

Es gab häufige Unterbrechungen und Einwände von seiten Sir Edwin Bulmers.

Elinor dachte: »Ja, es ist alles wahr – und sie glaubt es. Sie ist sicher, daß ich es getan habe. Und jedes Wort, das sie sagt, ist die Wahrheit – das ist so schrecklich! Es ist alles wahr.«

Wieder, als sie über den Gerichtshof schaute, sah sie das Gesicht von Hercule Poirot, der sie nachdenklich – beinahe gütig anschaute. Er sah sie mit zuviel Wissen ...

Der Karton, auf den das Stückchen von dem Etikett geklebt war, wurde der Zeugin gereicht.

»Wissen Sie, was das ist?«

»Es ist ein Stück von einem Etikett.«

»Können Sie den Geschworenen sagen, von welchem Etikett?«

»Ja – es ist ein Stück von einem Etikett von einem Röhrchen mit Tabletten. Morphium-Tabletten zu 0,02 Gramm wie das, das ich verlor.«

»Sie sind dessen sicher?«

»Natürlich bin ich sicher; es ist von meinem Röhrchen.«

»Hat es irgendein besonderes Kennzeichen, nach dem Sie es mit dem Etikett des verlorenen Röhrchens identifizieren können?«

»Nein, Mylord, aber es muß dasselbe sein.«

»Tatsächlich können Sie nur sagen, daß es genau gleich aussieht?«

»Nun ja, das meine ich.«

Der Gerichtshof vertagte sich.

22. Kapitel

I

An einem anderen Verhandlungstag stellte Sir Edwin Bulmer mit Schwester Hopkins ein Kreuzverhör an. Jetzt war er durchaus nicht verbindlich. Er sagte scharf: »Dieses Köfferchen, von dem wir so viel gehört haben. Am 28. Juni blieb es die ganze Nacht in der großen Halle von Hunterbury stehen?«

»Ja.«

»War wohl etwas nachlässig von Ihnen, nicht?«

Schwester Hopkins wurde rot. »Nun ja, das stimmt.«

»Ist es Ihre Gewohnheit, gefährliche Drogen herumliegen zu lassen, wo jeder dran kann?«

»Nein, natürlich nicht!«

»Oh, wirklich nicht? Aber bei dieser Gelegenheit taten Sie es?«

»Ja.«

»Und es ist Tatsache – nicht? –, daß jeder im Hause das Morphium nehmen konnte, wenn er es wollte?«

»Ich denke, ja.«

»Da gibt es kein ›denken!‹ Es ist doch so, nicht?«

»Nun – ja.«

»Es war nicht nur Fräulein Carlisle, der es zugänglich war?

Jeder der Diener hätte es nehmen können. Oder Dr. Lord. Oder Herr Roderick Welman. Oder Schwester O'Brien. Oder Mary Gerrard selbst.«

»Ich denke, ja.«

»Es ist so, nicht?«

»Ja.«

»Wußte jemand, daß Sie Morphium in dem Koffer hatten?«

»Ich weiß nicht.«

»Nun, sprachen Sie darüber zu irgend jemandem?«

»Nein.«

»Also konnte Fräulein Carlisle tatsächlich nicht gewußt haben, daß Morphium dort war?«

»Sie konnte nachgeschaut haben.«

»Das ist doch sehr unwahrscheinlich, nicht?«

»Ich weiß wahrhaftig nicht.«

»Es gab Leute, bei denen die Wahrscheinlichkeit viel größer ist, daß sie von dem Morphium wußten, als bei Fräulein Carlisle.

Dr. Lord, zum Beispiel, hätte es gewußt. Sie gaben doch das Morphium auf seine Vorschrift hin, nicht?«

»Natürlich.«

»Mary Gerrard wußte auch, daß Sie es da hatten?«

»Nein, sie wußte es nicht.«

»Sie war doch oft in Ihrem Häuschen, nicht?«

»Nicht sehr oft.«

»Ich sage Ihnen, daß sie sehr häufig dort war und daß sie am ehesten von allen Leuten im Haus erraten konnte, daß Sie Morphium in Ihrem Handkoffer hatten.«

»Das kann ich nicht bestätigen.«

Sir Edwin machte eine kleine Pause. Dann fuhr er fort: »Sie erzählten Schwester O'Brien am Morgen, daß Sie Morphium vermißten?«

»Ja.«

»Ich behaupte, was Sie wirklich sagten, war: ›Ich habe das Morphium zu Hause gelassen. Ich werde zurückgehen müssen, es holen.«

»Nein, das habe ich nicht gesagt.«

»Sie sprachen nicht die Vermutung aus, daß das Morphium auf dem Kaminsims in Ihrer Wohnung zurückgeblieben sei?«

»Nun, als ich es nicht finden konnte, dachte ich, das muß der Fall gewesen sein.«

»Tatsächlich haben Sie nicht gewußt, was Sie damit getan hatten!«

»Doch, ich wußte es. Ich tat es in den Koffer.«

»Also warum sprachen Sie am Morgen des 29. Juni die Vermutung aus, Sie hätten es zu Hause gelassen?«

»Weil ich dachte, ich könnte das getan haben.«

»Ich sage Ihnen, Sie sind eine sehr nachlässige Person.«

»Das ist nicht wahr.«

»Sie geben manchmal recht ungenaue Darstellungen, nicht?«

»Durchaus nicht. Ich gebe sehr acht, was ich sage.«

»Machten Sie eine Bemerkung über einen Stich von einer Rose am 27. Juli – dem Tag von Mary Gerrards Tod?«

»Ich sehe nicht, was das damit zu tun hat!«

Der Richter sagte: »Gehört das zur Sache, Sir Edwin?«

»Ja, Mylord, es ist ein wichtiger Bestandteil der Verteidigung, und ich beabsichtige, Zeugen zu bringen, die beweisen werden, daß diese Aussage eine Lüge war.«

Er wandte sich wieder der Pflegerin zu. »Sagen Sie noch immer, daß Sie am 27. Juli Ihr Handgelenk an dem Dorn eines Rosenbaums stachen?«

»Ja, das tat ich.«

Schwester Hopkins schaute ihn jetzt herausfordernd an.

»Wann taten Sie das?«

»Am Morgen des 27. Juli, gerade bevor ich das Pförtnerhaus verließ und zum Haus hinaufging.«

Sir Edwin sagte skeptisch: »Und was für ein Rosenbaum war das?«

»Eine Kletterrose beim Pförtnerhaus, mit rosa Blüten.«

»Sie sind dessen sicher?«

»Ich bin ganz sicher.«

Sir Edwin machte eine Pause, dann fragte er: »Sie bleiben bei Ihrer Behauptung, daß das Morphium im Handkoffer war, als Sie am 28. Juni nach Hunterbury kamen?«

»Jawohl, ich hatte es bei mir.«

»Und wie, wenn nachher Schwester O'Brien unter Eid bezeugt, daß Sie gesagt hätten, Sie hätten es wahrscheinlich zu Hause gelassen?«

»Es war in meinem Koffer; ich bin dessen sicher.«

Sir Edwin seufzte. »Sie waren gar nicht beunruhigt über das Verschwinden des Morphiums?«

»Nein – nicht beunruhigt.«

»Ah, also waren Sie ganz ruhig, trotz der Tatsache, daß eine große Menge einer gefährlichen Droge

verschwunden war?«

»Ich dachte zur Zeit nicht, daß jemand es genommen habe.«

»Ich verstehe. Sie konnten sich gerade im Augenblick nicht erinnern, was Sie damit getan hatten?«

»Durchaus nicht. Es war im Koffer.«

»Und Sie sind gar nicht unruhig – und melden den Verlust offiziell gar nicht?«

»Ich dachte, es sei alles in Ordnung.«

»Ich sage Ihnen, daß, wenn das Morphium wirklich so verschwunden wäre, Sie als gewissenhafte Person verpflichtet gewesen wären, den Verlust offiziell zu melden.«

Schwester Hopkins, sehr rot im Gesicht, sagte: »Nun, ich tat es eben nicht.«

»Das war sicher verbrecherische Versäumnis Ihrerseits! Sie scheinen Ihre Verantwortlichkeit nicht sehr ernst zu nehmen.

Haben Sie schon oft diese gefährlichen Drogen verlegt?«

»Es ist noch nie passiert.«

Es ging noch einige Minuten so weiter. Schwester Hopkins, verwirrt, rot im Gesicht, sich selbst widersprechend ... eine leichte Beute von Sir Edwins Geschicklichkeit.

»Ist es Tatsache, daß am Donnerstag, dem 6. Juli, die verstorbene Mary Gerrard ein Testament machte?«

»Jawohl.«

»Warum tat sie das?«

»Weil sie es für das Richtige hielt. Das war es auch.«

»Sind Sie sicher, daß es nicht war, weil sie niedergeschlagen und ungewiß über ihre Zukunft war?«

»Unsinn.«

»Es zeigte jedoch, daß ihr der Gedanke an den Tod gegenwärtig war – daß sie darüber grübelte.«

»Durchaus nicht. Sie meinte eben, es sei das Richtige.«

»Ist dies das Testament? Unterzeichnet von Mary Gerrard, als Zeugen Emily Biggs und Roger Wade, Konditorei-Angestellte, alles, was sie bei ihrem Tode besaß, Mary Riley, Schwester von Elise Riley, hinterlassend?«

»Das ist richtig.«

Es wurde den Geschworenen gereicht.

»Hatte Ihres Wissens Mary Gerrard einen Besitz zu hinterlassen?«

»Damals nicht.«

»Aber sie sollte binnen kurzem etwas bekommen? Ist es nicht Tatsache, daß eine beträchtliche Summe – zweitausend Pfund - Mary von Fräulein Carlisle geschenkt wurde?«

»Ja.«

»Es bestand kein Zwang für Fräulein Carlisle, das zu tun? Es war nur reine Großmut ihrerseits?«

»Sie tat es aus freiem Willen, ja.«

»Aber sicherlich hätte sie, wenn sie Mary Gerrard, wie behauptet wird, gehaßt hätte, ihr doch nicht aus freiem Willen eine große Summe Geldes gegeben.«

»Man kann nicht wissen, wie es sich damit verhält.«

»Was meinen Sie mit dieser Antwort?«

»Ich meine gar nichts.«

»Ganz richtig. Nun, hatten Sie im Ort reden gehört über Mary Gerrard und Herrn Roderick Welman?«

»Er war verliebt in sie.«

»Haben Sie irgendwelchen Beweis davon?«

»Ich hab es eben gewußt, das ist alles.«

»Ah – Sie ›haben es eben gewußt‹. Das ist nicht sehr überzeugend für die Geschworenen, fürchte ich. Haben Sie gelegentlich einmal gesagt, daß Mary nichts mit ihm zu tun haben wollte, weil er mit Fräulein Elinor verlobt war, und daß sie ihm das in London sagte?«

»Das hat sie mir erzählt.«

Sir Samuel Attenbury nahm das Verhör auf: »Als Mary Gerrard mit Ihnen die Abfassung des Testaments besprach, schaute da die Angeklagte zum Fenster herein?«

»Jawohl.«

»Was sagte sie?«

»Sie sagte: ›Sie machen also Ihr Testament, Mary. Das ist komisch.‹ Und sie lachte. Lachte und lachte. Und meiner Meinung nach«, sagte die Zeugin böse, »kam ihr in diesem Augenblick die Idee. Die Idee, das Mädels aus dem Weg zu räumen! In diesem Augenblick dachte sie an Mord.«

Der Richter sagte scharf: »Beschränken Sie sich darauf, die Fragen zu beantworten, die an Sie gerichtet werden. Der letzte Teil der Antwort ist zu streichen ...«

Elinor dachte: »Wie seltsam ... Wenn jemand sagt, was wahr ist, streichen sie's aus ...« – Sie hätte beinahe hysterisch gelacht.

II

Schwester O'Brien kam zur Aussage.

»Machte Schwester Hopkins Ihnen am Morgen des 29. Juni eine Mitteilung?«

»Ja. Sie sagte, aus ihrem Koffer fehle ein Röhrchen mit Morphinum.«

»Was taten Sie?«

»Ich half ihr, danach zu suchen.«

»Aber Sie konnten es nicht finden?«

»Nein.«

»Ihres Wissens war der Koffer über Nacht in der Halle geblieben?«

»Ja.«

»Herr Welman und die Angeklagte waren beide im Haus zur Zeit von Frau Welmans Tod – in der Nacht vom 28. zum 29.

Juni?«

»Ja.«

»Wollen Sie uns einen Zwischenfall erzählen, der am 29. Juni stattfand – dem Tag nach Frau Welmans Tod?«

»Ich sah Herrn Roderick Welman mit Mary Gerrard. Er sagte ihr, daß er sie liebe, und versuchte sie zu küssen.«

»Er war zu der Zeit mit der Angeklagten verlobt?«

»Ja. Mary sagte ihm, er solle sich schämen, wo er mit Fräulein Elinor verlobt sei!«

»Was war Ihrer Meinung nach das Gefühl der Angeklagten Mary Gerrard gegenüber?«

»Sie haßte sie. Sie schaute ihr nach, als würde sie sie gern vernichten.«

Sir Edwin sprang auf.

Elinor dachte: »Wozu streiten sie sich herum? Was liegt daran?« Sir Edwin Bulmer stellte ein Verhör an: »Ist es nicht Tatsache, daß Schwester Hopkins sagte, sie denke, sie habe das Morphinum zu Hause gelassen?«

»Also sehen Sie, es war so; nachdem – -«

»Beantworten Sie freundlichst meine Frage! Sagte sie nicht, sie habe das Morphinum wahrscheinlich

zu Hause gelassen?«

»Ja.«

»Sie war damals nicht wirklich beunruhigt darüber?«

»Nein, damals nicht.«

»Weil sie dachte, sie habe es zu Hause gelassen. Also war sie natürlich nicht unruhig.«

»Sie konnte sich nicht vorstellen, daß jemand es genommen habe.«

»Richtig. Es war erst nach Mary Gerrards Tod durch Morphium, daß ihre Einbildungskraft zu arbeiten begann.«

Der Richter unterbrach ihn. »Ich denke, Sir Edwin, daß Sie diesen Punkt schon mit der früheren Zeugin durchgenommen haben.«

»Wie es Eurer Lordschaft beliebt.«

»Nun, was die Haltung der Angeklagten Mary Gerrard gegenüber betrifft: es gab niemals irgendeinen Streit zwischen ihnen?«

»Keinen Streit, nein.«

»Fräulein Carlisle war immer ganz nett zu dem Mädchen?«

»Ja. Es war die Art, wie sie sie anschaute.«

»Ja – ja – ja. Aber an so etwas können wir uns nicht halten. Sie sind Irländerin, denke ich?«

»Das bin ich.«

»Und die Irländer haben eine ziemlich lebhaftere Einbildungskraft, nicht?«

Schwester O'Brien rief erregt: »Jedes Wort, das ich Ihnen gesagt habe, ist die Wahrheit.«

III

Herr Abbott, der Kaufmann, als Zeuge. Verwirrt – seiner selbst nicht sicher (angenehm erregt jedoch über seine eigene Wichtigkeit). Seine Aussage ist kurz. Der Kauf von zwei Töpfchen Fischpaste. Die Angeklagte hatte gesagt: ›Es gibt eine Menge von Fischvergiftungen bei diesen Pasten.‹ Sie schien erregt und seltsam.

Kein weiteres Verhör.

23. Kapitel

I

Eröffnungsrede der Verteidigung:

»Meine Herren Geschworenen, wenn ich wollte, könnte ich Ihnen unterbreiten, daß gegen die Angeklagte kein Anklagefall begründet werden kann. Einen Beweis gegen sie zu erbringen, liegt bei der Staatsanwaltschaft, und bisher hat diese, meiner Meinung nach – die zweifellos auch die Ihrige ist –, einfach gar nichts bewiesen! Die Staatsanwaltschaft behauptet, daß Elinor Carlisle, nachdem sie sich in den Besitz von Morphium gesetzt hatte (welches jedem anderen im Haus ebenso zugänglich war und bezüglich dessen beträchtliche Zweifel bestehen, ob es überhaupt im Hause war), Mary

Gerrard vergiftet hat. Hier beruht die Anklage einzig und allein auf der Gelegenheit. Sie hat versucht, einen Beweggrund zu beweisen, jedoch ich behaupte, daß sie gerade dazu nicht imstande war. Denn, meine Herren Geschworenen, es gibt keinen Beweggrund! Der Staatsanwalt hat von einem gelösten Verlöbniß gesprochen. Ich frage Sie – ein gelöstes Verlöbniß! Wenn ein gelöstes Verlöbniß ein Grund zum Mord ist, warum werden da nicht jeden Tag Morde begangen?

Und diese Verlobung, merken Sie wohl, war nicht Sache einer heftigen Leidenschaft, sondern eine Verlobung, die hauptsächlich aus Familiengründen geschlossen wurde. Fräulein Carlisle und Herr Welman waren miteinander aufgewachsen; sie hatten sich immer gern gehabt, und allmählich wurde eine wärmere Zuneigung daraus, aber ich denke Ihnen zu beweisen, daß es bestenfalls eine sehr lauwarme Angelegenheit war.

(Oh, Roddy – Roddy! Eine lauwarme Angelegenheit?) Außerdem wurde die Verlobung nicht von Herrn Welman gelöst, sondern von der Angeklagten. Ich behaupte, daß die Verlobung von Elinor Carlisle mit Roderick Welman hauptsächlich geschlossen wurde, um der alten Frau Welman Freude zu machen. Als sie starb, kamen beide Teile zur Erkenntnis, daß ihre Gefühle nicht stark genug waren, um eine Eheschließung zu rechtfertigen. Sie blieben jedoch gute Freunde.

Überdies plante Elinor Carlisle, die das Vermögen ihrer Tante geerbt hatte, in ihrer Herzensgüte, Mary Gerrard eine beträchtliche Summe Geldes zu übermachen. Und das ist das Mädchen, das man eines Giftmordes beschuldigt! Die Sache ist fast lächerlich.

Das einzige, das gegen Elinor Carlisle vorzubringen ist, sind die Umstände, unter denen die Vergiftung stattfand.

Die Staatsanwaltschaft hat sich gesagt:

Niemand als Elinor Carlisle konnte Mary Gerrard vergiftet haben. Deshalb mußte sie einen möglichen Beweggrund suchen.

Aber, wie ich Ihnen bereits sagte, sie war nicht imstande, einen zu finden, weil es keinen gibt.

Ist es nun wahr, daß niemand als Elinor Carlisle Mary Gerrard getötet haben konnte? Nein, es ist nicht wahr. Es gibt einmal die Möglichkeit, daß Mary Gerrard Selbstmord beging. Dann ist die Möglichkeit da, daß jemand die belegten Brötchen vergiftete, während Elinor Carlisle fort war, im Pförtnerhaus. Und es gibt noch eine dritte Möglichkeit. Es ist ein Grundgesetz bei Beweisen, daß, wenn eine andere mögliche Theorie mit den Beweisen übereinstimmt, der Angeklagte freigesprochen werden muß. Ich beabsichtige, Ihnen zu zeigen, daß es eine andere Person gab, die nicht nur die gleiche Gelegenheit hatte, Mary Gerrard zu vergiften, sondern einen weitaus größeren Beweggrund dafür hatte. Ich beabsichtige, Zeugen vorzuführen, die Ihnen dartun werden, daß es eine andere Person gab, die Zugang zum Morphinum hatte und einen sehr guten Beweggrund, Mary Gerrard zu töten, und ich kann beweisen, daß jene Person eine ebenso gute Gelegenheit hatte, es zu tun. Ich behaupte, daß kein Schwurgericht der Welt dieses Mädchen des Mordes schuldig sprechen wird, wenn es keinen anderen Beweis gegen sie gibt als den der Gelegenheit, und wenn gezeigt werden kann, daß gegen eine andere Person nicht nur der Beweis der Gelegenheit vorliegt, sondern auch ein überwältigender Beweggrund. Ich werde auch Zeugen vorführen, die beweisen, daß von Seiten eines der Zeugen für den Staatsanwalt vorsätzlicher Meineid geleistet wurde. Doch zuerst bitte ich, der Angeklagten das Wort zu erteilen, damit sie Ihnen ihre Geschichte selbst erzählen kann und damit auch Sie selbst sehen, wie gänzlich unbegründet die Beschuldigungen gegen sie sind.«

II

Sie beantwortete Sir Edwins Fragen mit leiser Stimme. Der Richter beugte sich vor und sagte ihr,

sie möge lauter sprechen ...

Sir Edwin sprach sanft und ermutigend – alle die Fragen, zu denen sie die Antworten einstudiert hatte.

»Sie hatten Roderick Welman gern?«

»Sehr gern. Er war mir wie ein Bruder – oder ein Vetter. Ich dachte immer an ihn als einen Vetter.«

Die Verlobung ... sozusagen hineingetrieben ... sehr nett, jemanden zu heiraten, den man sein Leben lang gekannt hatte ...

»Vielleicht nicht, was man eine leidenschaftliche Angelegenheit nennen könnte?«

(Leidenschaftlich? Oh, Roddy ...) »Nun nein ... sehen Sie, wir kannten uns doch so gut ...«

»War nach dem Tod der Frau Welman eine leise Spannung zwischen Ihnen?«

»Ja, so war es.«

»Wie erklären Sie sich das?«

»Ich denke, es war teilweise das Geld.«

»Das Geld?«

»Ja. Es war Roderick unangenehm. Er dachte, die Leute könnten glauben, er heirate mich deswegen

...«

»Die Verlobung wurde nicht wegen Mary Gerrard gelöst?«

»Ich dachte wohl, daß Roderick etwas verliebt in sie war, aber ich hielt es nicht für etwas Ernstes.«

»Wären Sie bestürzt gewesen, wenn das der Fall gewesen wäre?«

»Oh, nein. Ich hätte es nur für nicht recht passend gehalten, das ist alles.«

»Also, Fräulein Carlisle: Nahmen Sie am 28. Juni ein Röhrchen mit Morphinum aus Schwester Hopkins' Handkoffer, oder taten Sie das nicht?«

»Ich tat es nicht.«

»Haben Sie je Morphinum in Ihrem Besitz gehabt?«

»Nie.«

»Wußten Sie, daß Ihre Tante kein Testament gemacht hatte?«

»Nein. Es überraschte mich sehr.«

»Dachten Sie, daß sie am Abend des 28. Juni sich bemühte, Ihnen einen Wunsch mitzuteilen, ehe sie starb?«

»Ich begriff, daß sie für Mary Gerrard nicht vorgesorgt hatte und sehr wünschte, es zu tun.«

»Und um ihren Wunsch auszuführen, waren Sie bereit, dem Mädchen eine Summe Geld zu überweisen?«

»Ja. Ich wollte Tante Lauras Wünsche ausführen, und ich war auch dankbar für die Freundlichkeit, die Mary meiner Tante erwiesen hatte.«

»Kamen Sie am 26. Juli von London nach Maidensford und stiegen im ›Löwen‹ ab?«

»Ja.«

»Was war der Zweck Ihres Aufenthaltes?«

»Ich hatte ein Angebot für das Haus, und der Käufer wollte es so rasch wie möglich in Besitz nehmen. Ich mußte die persönlichen Sachen meiner Tante durchsehen und im allgemeinen Ordnung machen.«

»Kauften Sie am 27. Juli auf Ihrem Weg ins Haus Lebensmittel ein?«

»Ja. Ich dachte, es wäre einfacher, dort einen kalten Lunch zu nehmen, als deshalb ins Dorf zurückzukommen.«

»Gingen Sie dann weiter ins Haus und sortierten die persönlichen Sachen Ihrer Tante?«

»Jawohl.«

»Und nachher?«

»Dann ging ich in die Anrichtekammer und machte einige Brötchen zurecht und darauf zum Pförtnerhaus und lud die Bezirkspflegerin und Mary Gerrard ein, zu mir hinaufzukommen.«

»Warum taten Sie das?«

»Ich wollte ihnen den heißen Weg ins Dorf und wieder zurück zum Pförtnerhaus ersparen.«

»Es war tatsächlich eine natürliche und freundliche Haltung Ihrerseits. Nahmen sie die Einladung an?«

»Ja. Sie gingen mit mir zum Haus hinauf.«

»Wo waren die Brötchen, die Sie gerichtet hatten?«

»Ich hatte sie in der Anrichte auf einem Teller gelassen.«

»War das Fenster offen?«

»Ja.«

»Jeder konnte in die Anrichtekammer hinein, während Sie abwesend waren?«

»Gewiß.«

»Wenn jemand Sie von draußen beobachtet hätte, während Sie die Brötchen richteten, was hätte er gedacht?«

»Vermutlich, daß ich einen kalten Lunch herrichte.«

»Er konnte nicht wissen, daß jemand daran teilnehmen sollte?«

»Nein. Die Idee, die beiden ändern einzuladen, kam mir erst, als ich sah, daß ich mehr Brötchen gemacht hatte, als ich selber essen konnte.«

»Wenn also jemand während Ihrer Abwesenheit ins Haus gekommen wäre und Morphium auf eines dieser Brötchen gegeben hätte, so wäre das ein Versuch gewesen, Sie zu vergiften?«

»Nun ja, freilich.«

»Was geschah, als Sie alle ins Haus zurückkamen?«

»Wir gingen ins Frühstückszimmer. Ich holte die Brötchen und reichte sie den beiden ändern.«

»Tranken Sie etwas mit ihnen?«

»Ich trank Wasser. Es war Bier auf dem Tisch, aber Schwester Hopkins und Mary zogen Tee vor. Schwester Hopkins ging in die Anrichte und kochte ihn. Sie brachte ihn auf einem Teebrett herein, und Mary goß ihn ein.«

»Tranken Sie davon?«

»Nein.«

»Aber Mary Gerrard und Schwester Hopkins tranken beide Tee?«

»Ja.«

»Was geschah dann?«

»Schwester Hopkins ging hinaus, um das Gas abzdrehen.«

»Und ließ Sie mit Mary Gerrard allein?«

»Ja.«

»Was geschah dann?«

»Nach ein paar Minuten nahm ich das Teebrett und den Sandwichteller und trug sie in die Anrichte. Schwester Hopkins war dort, und wir wuschen miteinander ab.«

»Hatte Schwester Hopkins damals ihre Manschetten abgelegt?«

»Ja, sie wusch das Geschirr, während ich abtrocknete.«

»Machten Sie eine Bemerkung zu ihr über einen Kratzer an ihrem Handgelenk?«

»Ich fragte sie, ob sie sich gestochen habe.«

»Was erwiderte sie?«

»Sie sagte: ›Es war ein Dorn vom Rosenbaum am Pförtnerhaus. Ich werde ihn nachher herausziehen.<<<

»In welcher Verfassung war sie damals?«

»Ich glaube, sie litt unter der Hitze. Sie schwitzte, und ihr Gesicht hatte eine sonderbare Färbung.«

»Was geschah nachher?«

»Wir gingen hinauf, und sie half mir mit den Sachen meiner Tante.«

»Wie lange dauerte es, bis Sie wieder hinuntergingen?«

»Es muß eine Stunde später gewesen sein.«

»Wo war Mary Gerrard?«

»Sie saß im Frühstückszimmer. Sie atmete sehr merkwürdig und schien bewußtlos. Auf Schwester Hopkins' Weisung rief ich den Doktor an. Er kam gerade, bevor sie starb.«

Sir Edwin nahm eine feierliche Positur an.

»Fräulein Carlisle, haben Sie Mary Gerrard getötet?«

(Das ist ihr Stichwort! Kopf hoch, Augen geradeaus!) »Nein!«

III

Sir Samuel Attenbury. Bedrückendes Herzklopfen. Jetzt – jetzt war sie einem Feind ausgeliefert. Keine Milde mehr, keine Fragen, auf die sie die Antwort schon kannte!

Doch er begann ganz sanft.

»Wie Sie uns gesagt haben, waren Sie mit Herrn Roderick Welman verlobt?«

»Ja.«

»Sie hatten ihn gern?«

»Sehr gern.«

»Ich behaupte, daß Sie leidenschaftlich verliebt in Roderick Welman waren und wild vor Eifersucht auf seine Liebe zu Mary Gerrard.«

»Nein.« (Klang es gehörig entrüstet, jenes Nein?) Sir Samuel sagte drohend: »Ich behaupte, daß Sie vorsätzlich planten, dieses Mädchen aus dem Wege zu räumen, in der Hoffnung, daß Roderick Welman zu Ihnen zurückkehren würde.«

»Gewiß nicht.« (Geringschätzig – ein wenig müde. Das war besser.) Die Fragen gingen weiter. Es war wie in einem Traum ... einem schlechten Traum ... einem Alpdrücken ...

Frage auf Frage ... entsetzliche, schmerzende Fragen ... Auf einige war sie vorbereitet, manche packten sie unversehens ...

Immer achtzugeben, sich nie zu vergessen! Nicht ein einziges Mal sich gehenzulassen, sagen zu dürfen:

»Ja, ich habe sie gehaßt ... Ja, ich wünschte sie tot ... Ja, die ganze Zeit, als ich die Brötchen bereitete, dachte ich, daß sie jetzt stirbt ...«

Ruhig und kühl bleiben und so kurz und leidenschaftslos wie möglich antworten ...

Kämpfen ... Kämpfen um jeden Zollbreit Boden ...

Nun war es vorüber ... Der schreckliche Mann mit der krummen Nase setzte sich. Und die freundliche, milde Stimme von Sir Edwin Bulmer stellte noch ein paar Fragen. Leichte, gute Fragen, dazu bestimmt, einen etwaigen schlechten Eindruck, den sie im Kreuzverhör gemacht haben mochte, zu verwischen ...

Nun saß sie wieder auf der Anklagebank. Schaute die Geschworenen an, fragte sich ...

IV

Roddy – Roddy stand dort, blinzelte ein wenig, alles war ihm so verhaßt. Roddy sah – irgendwie – nicht wirklich aus.

Aber nichts ist mehr wirklich. Alles dreht sich in teuflischer Weise um und um. Schwarz ist weiß und oben ist unten und Ost ist West ... Und ich bin nicht Elinor Carlisle; ich bin ›die Angeklagte‹. Und ob sie mich hängen oder laufenlassen, nichts wird mehr dasselbe sein. Wenn es nur etwas gäbe – ein vernünftiges Ding, an dem man sich halten könnte ...

(Peter Lords Gesicht vielleicht, mit seinen Sommersprossen und seiner außerordentlichen Art, genauso wie sonst auszusehen ...) Wohin war Sir Edwin jetzt gelangt?

»Wollen Sie uns sagen, wie Fräulein Carlisles Gefühle gegen Sie waren?«

Roddy antwortete mit seiner gemessenen Stimme:

»Ich möchte sagen, sie hatte eine warme Zuneigung für mich, war aber keineswegs leidenschaftlich in mich verliebt.«

»Sie waren von Ihrer Verlobung befriedigt?«

»Oh, vollkommen. Wir hatten sehr viel Gemeinsames.«

»Möchten Sie den Geschworenen sagen, Herr Welman, warum eigentlich diese Verlobung gelöst wurde?«

»Nun, nachdem Frau Welman starb, kamen wir sozusagen mit einem Ruck zur Besinnung. Mir sagte der Gedanke, eine reiche Frau zu heiraten, wo ich keinen Pfennig hatte, nicht recht zu.

Tatsächlich ging die Verlobung mit gegenseitigem Einverständnis auseinander. Wir fühlten uns beide ziemlich erleichtert.«

»Nun, wollen Sie uns sagen, wie Ihre Beziehungen zu Mary Gerrard waren?«

(Ach, Roddy, armer Roddy, wie verhaßt muß dir all das sein!) »Ich fand sie sehr schön.«

»Waren Sie in sie verliebt?«

»Ein klein wenig.«

»Wann sahen Sie sie zum letztenmal?«

»Lassen Sie mich überlegen – es muß am 5. oder 6. Juli gewesen sein.«

Sir Edwin sagte, etwas Stählernes in der Stimme:

»Sie haben sie nachher noch gesehen, denke ich.«

»Nein, ich fuhr ins Ausland – nach Venedig und Dalmatien.«

»Und Sie kehrten nach England zurück – wann?«

»Als ich eine Depesche erhielt – einen Augenblick – am 1.

August muß es gewesen sein.«

»Aber Sie waren tatsächlich am 27. Juli in England, denke ich.«

»Nein.«

»Herr Welman, bedenken Sie, daß Sie unter Eid aussagen! Ist es nicht Tatsache, daß Ihr Paß ausweist, daß Sie am 25. Juli nach England zurückkehrten und es am Abend des 27. wieder verließen?« Sir Edwins Stimme hatte eine leise drohende Note.

Elinor kam stirnrunzelnd mit einem Ruck zur Wirklichkeit zurück. Warum bedrohte der Verteidiger seinen eigenen Zeugen?

Roderick war ziemlich blaß geworden. Er schwieg eine Weile, dann sagte er mit Überwindung:

»Nun ja, so ist es.«

»Besuchten Sie am 25. Juli dieses Mädchen Mary Gerrard in London in ihrer Wohnung?«

»Machten Sie ihr einen Heiratsantrag?«

»Ach – ach – ja.«

»Was war ihre Antwort?«

»Sie lehnte ab.«

»Sie sind kein reicher Mann, Herr Welman?«

»Nein.«

»Und Sie stecken ziemlich tief in Schulden?«

»Was geht Sie das an?«

»War Ihnen die Tatsache nicht bekannt, daß Fräulein Carlisle Ihnen für den Fall ihres Todes ihr ganzes Vermögen hinterlassen hatte?«

»Das ist das erste Mal, daß ich das höre.«

»Waren Sie am Vormittag des 27. Juli in Maidensford?«

»Nein.« – Sir Edwin setzte sich.

Der Staatsanwalt sagte: »Sie sagen, daß Ihrer Meinung nach die Angeklagte nicht sehr verliebt in Sie war.«

»Das habe ich gesagt.«

»Sind Sie ein ritterlicher Mann, Herr Welman?«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Wenn eine Dame sehr in Sie verliebt wäre und Sie wären nicht in sie verliebt, würden Sie sich verpflichtet fühlen, die Tatsache zu verbergen?«

»Gewiß nicht.«

»In welcher Schule waren Sie, Herr Welman?«

»In Eton.«

Sir Samuel sagte mit einem stillen Lächeln: »Das ist alles.«

V

Alfred James Wargrave.

»Sie sind Rosenzüchter und leben in Emsworth in Berkshire?«

»Ja.«

»Kamen Sie am 20. Oktober nach Maidensford und untersuchten einen Rosenbaum, der am Pförtnerhaus in Hunterbury wächst?«

»Jawohl.«

»Wollen Sie diesen Baum beschreiben?«

»Es ist eine Kletterrose – Zephyrine Droughin. Sie hat eine süß duftende rosa Blüte. Sie hat keine Dornen.«

»Es wäre unmöglich, sich an einem solchen Rosenbaum zu stechen?«

»Es wäre ganz unmöglich, es ist ein dornenloser Baum.«

Kein Kreuzverhör.

VI

»Sie sind James Arthur Littledale. Sie sind geprüfter Apotheker und Angestellter der En-gros-Firma Jenkins & Hale, Chemiker?«

»Jawohl.«

»Wollen Sie uns sagen, was dieses Stückchen Papier ist?«

Das Beweisstück von vorhin wurde ihm eingehändigt.

»Es ist ein Stückchen von einem unserer Etiketts.«

»Welcher Art Etiketts?«

»Die Etiketts, die wir an den Röhren mit Morphin anbringen.«

»Ist das Stückchen groß genug, daß Sie mit Bestimmtheit sagen können, welche Droge in dem Röhren war, an dem das Etikett befestigt war?«

»Ja. Ich kann bestimmt sagen, daß das fragliche Röhren Tabletten von Apomorphin-Hydrochlorid zu 0,02 Gramm enthielt.«

»Nicht Morphin-Hydrochlorid?«

»Nein, das könnte es nicht sein.«

»Warum nicht?«

»Auf so einem Röhren wird das Wort ›Morphium‹ mit einem großen ›M‹ geschrieben. Das Ende der Linie von dem ›m‹ hier zeigt unter meinem Vergrößerungsglas deutlich, daß es Teil von einem kleinen ›m‹, nicht von einem großen ›M‹ ist.«

»Bitte, lassen Sie die Geschworenen es durch das Glas prüfen.

Haben Sie Etiketts hier, um zu zeigen, was Sie meinen?«

Die Etiketts wurden den Geschworenen überreicht.

Sir Edwin sprach weiter:

»Sie sagen, es ist von einem Röhren mit Apomorphin-Hydrochlorid? Was ist eigentlich Apomorphin-Hydrochlorid?«

»Die chemische Formel ist C17 H17 O2. Es wird durch einen chemischen Prozeß aus Morphin abgeleitet.«

»Was sind die speziellen Eigenschaften von Apomorphin?«

»Apomorphin ist das schnellstwirkende und stärkste bekannte Brechmittel, es wirkt binnen ein paar Minuten.«

»Wenn also jemand eine tödliche Dosis Morphin geschluckt hätte und sich binnen ein paar Minuten eine Dosis Apomorphin injizieren würde, was würde geschehen?«

»Erbrechen würde beinahe sofort erfolgen, und das Morphin würde aus dem Körper ausgestoßen werden.«

»Daher, wenn zwei Leute von demselben Brötchen essen oder aus derselben Kanne Tee trinken würden und eine derselben sich eine Dosis Apomorphin injizieren würde, was wäre die Folge, angenommen, das Essen oder Getränk hätte Morphin enthalten?«

»Das Essen oder Getränk würde zusammen mit dem Morphin von der Person erbrochen werden, die das Apomorphin injiziert hätte.«

»Und diese Person würde keine üblen Folgen spüren?«

»Nein.«

Eine Welle der Erregung ging plötzlich durch den Gerichtshof, so daß der Richter Ruhe befahl.

VII

»Sie sind Amelia Sedley und leben gewöhnlich in Boonamba in Auckland?«

»Ja.«

»Kennen Sie eine Frau Draper?«

»Ja. Ich kenne sie seit mehr als zwanzig Jahren.«

»Kennen Sie ihren Mädchennamen?«

»Ja. Ich war bei ihrer Hochzeit. Ihr Name war Mary Riley.«

»Ist sie in Neuseeland geboren?«

»Nein, sie ist von England hingekommen.«

»Sie waren seit Beginn der Verhandlungen im Gerichtshof?«

»Jawohl.«

»Haben Sie diese Mary Riley oder Draper im Gerichtshof gesehen?«

»Ja.«

»Wo haben Sie sie gesehen?«

»Hier an dieser Stelle als Zeugin.«

»Unter welchem Namen?«

»Jessie Hopkins.«

»Und sind Sie ganz sicher, daß diese Jessie Hopkins die Frau ist, die Sie als Mary Riley oder Draper kennen?«

»Es besteht kein Zweifel daran.«

Eine leichte Bewegung im Hintergrund des Gerichtshofes.

»Wann haben Sie zuletzt Mary Draper gesehen – bis heute?«

»Vor fünf Jahren. Da fuhr sie nach England.«

Sir Edwin sagte mit einer Verbeugung: »Ihre Zeugin.«

Der Staatsanwalt, mit einem etwas bestürzten Gesicht, sagte:

»Ich meine, Frau – Sedley, daß Sie sich vielleicht irren.«

»Ich irre mich nicht.«

»Sie können durch eine zufällige Ähnlichkeit irreführt sein.«

»Ich kenne Mary Draper sehr gut.«

»Schwester Hopkins ist eine qualifizierte Bezirkspflegerin.«

»Mary Draper war vor ihrer Heirat Spitalpflegerin.«

»Sie verstehen, nicht wahr, daß Sie eine Kronzeugin des Meineids beschuldigen?«

»Ich weiß, was ich sage.«

VIII

»Edward John Marshall, Sie haben einige Jahre in Auckland, Neuseeland, gelebt und leben jetzt in Deptford, 14 Wren Straße?«

»Das ist richtig.«

»Kennen Sie Mary Draper?«

»Ich kannte sie jahrelang in Neuseeland.«

»Haben Sie sie heute hier im Gerichtssaal gesehen?«

»Jawohl. Sie nannte sich Hopkins, aber es war schon Frau Draper.«

Der Richter hob den Kopf. Er sprach mit klarer Stimme:

»Es wäre wünschenswert, denke ich, daß die Zeugin Jessie Hopkins wieder vorgerufen wird.«

Eine Pause, ein Gemurmel.

»Eure Lordschaft, Jessie Hopkins hat vor ein paar Minuten den Gerichtssaal verlassen.«

IX

»Hercule Poirot.«

Hercule Poirot kam vor, legte den Eid ab, drehte seinen Schnurrbart und wartete, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt.

Er gab Namen, Adresse und Beruf an.

»Herr Poirot, erkennen Sie dieses Dokument?«

»Gewiß.«

»Wie kam es ursprünglich in Ihren Besitz?«

»Es wurde mir von der Bezirkspflegerin Schwester Hopkins übergeben.«

Sir Edwin sagte: »Mit Ihrer Erlaubnis, Mylord, will ich das vorlesen, dann kann es den Geschworenen überreicht werden.«

24. Kapitel

I

Schlußrede der Verteidigung.

»Meine Herren Geschworenen, die Verantwortung liegt nun bei Ihnen. An Ihnen ist es zu sagen, ob Elinor Carlisle diesen Saal frei verlassen darf. Wenn Sie nach den Zeugenaussagen, die Sie hörten, davon durchdrungen sind, daß Elinor Carlisle Mary Gerrard vergiftet hat, dann ist es Ihre Pflicht, sie schuldig zu sprechen.

Wenn es Ihnen aber erscheinen sollte, daß gleich starke Beweise und vielleicht noch weitaus stärkere gegen eine andere Person vorliegen, dann ist es Ihre Pflicht, ohne weiteres die Angeklagte freizusprechen.

Sie werden sich bereits klargemacht haben, daß die Tatsachen in diesem Fall sehr anders sind, als sie ursprünglich schienen.

Gestern rief ich nach der dramatischen Zeugenaussage, die Herr Hercule Poirot ablegte, noch weitere Zeugen auf, die gegen jeden Zweifel bezeugten, daß das Mädchen Mary Gerrard die illegitime Tochter von Laura Welman war. Daraus folgt, wie seine Lordschaft Sie zweifellos belehren wird, daß Frau Welmans nächste Anverwandte nicht ihre Nichte, Elinor Carlisle, sondern ihre illegitime Tochter, die den Namen Mary Gerrard führte, war. Daher erbte Mary Gerrard bei Frau Welmans Tod ein sehr großes Vermögen. Das, meine Herren, ist der springende Punkt der Situation. Eine Summe um zweihunderttausend Pfund herum hatte Mary Gerrard geerbt.

Doch sie selbst wußte es nicht. Ihr war auch die wahre Identität der Frau, die sich Hopkins nannte, nicht bekannt. Sie können vielleicht denken, meine Herren, daß Mary Riley oder Draper einen vollkommen berechtigten Grund hatte, ihren Namen in Hopkins umzuändern. Wenn das der Fall war, warum trat sie nicht vor, um den Grund anzugeben?

Alles, was wir wissen, ist folgendes: Daß auf Schwester Hopkins' Anstiftung Mary Gerrard ein Testament machte, in dem sie alles, was sie besaß, »Mary Riley, Schwester von Elise Riley« vermachte. Wir wissen, daß Schwester Hopkins durch ihren Beruf Morphium und Apomorphin zugänglich und daß ihr deren Eigenschaften wohlbekannt waren. Im weiteren ist bewiesen worden,

daß Schwester Hopkins nicht die Wahrheit sprach, als sie sagte, daß ihr Handgelenk von einem Dorn gestochen worden sei – einem Dorn von einem dornlosen Rosenbaum! Warum log sie, wenn nicht aus dem Grund, um rasch eine Erklärung für die Verletzung zu finden, die die Injektionsnadel eben gemacht hatte? Erinnern Sie sich auch, daß die Angeklagte auf ihren Eid aussagte, daß Schwester Hopkins, als sie zu ihr in die Anrichte kam, elend aussah und ihr Gesicht eine grünliche Färbung hatte – allzu begreiflich, wenn sie eben stark erbrochen hatte.

Ich will noch einen Punkt hervorheben: Wenn Frau Welman vierundzwanzig Stunden länger gelebt hätte, so hätte sie ein Testament gemacht; und aller Wahrscheinlichkeit nach hätte sie darin eine hinreichende Versorgung für Mary Gerrard verfügt, ihr jedoch nicht den Hauptteil ihres Vermögens hinterlassen, da sie den Glauben hegte, ihre nicht anerkannte Tochter würde glücklicher sein, wenn sie in einer anderen Lebenssphäre bliebe.

Es obliegt mir nicht, über die Beweise gegen eine andere Person zu urteilen, sondern nur, zu zeigen, daß diese andere Person die gleiche Gelegenheit und einen viel stärkeren Beweggrund zum Mord hatte. Von diesem Standpunkt aus gesehen, meine Herren Geschworenen, sage ich Ihnen, daß die Anklage gegen Elinor Carlisle in sich zusammenfällt.«

II

Aus dem Resümee des Richters Beddingfeld:

»... nur wenn Sie vollkommen überzeugt sind, daß die Angeklagte am 27. Juli Mary Gerrard eine gefährliche Dosis Morphinum eingab. Wenn Sie nicht davon überzeugt sind, müssen Sie die Angeklagte freisprechen.

Der Staatsanwalt hat dargelegt, daß die einzige Person, die Gelegenheit hatte, Mary Gerrard das Gift zu verabreichen, die Angeklagte war. Die Verteidigung hat zu beweisen versucht, daß es noch andere Alternativen gab. Da ist einmal die Theorie, daß Mary Gerrard Selbstmord beging, aber das einzige, was diese Theorie unterstützt, ist, daß Mary Gerrard kurz vor ihrem Tod ein Testament machte. Es gibt nicht den leisesten Beweis, daß sie niedergeschlagen oder unglücklich oder in einem Gemütszustand war, der sie mit Wahrscheinlichkeit zum Selbstmord getrieben hätte. Es ist auch dargelegt worden, das Morphinum könnte durch jemanden, der während der Abwesenheit von Elinor Carlisle in die Anrichte drang, auf das Brötchen gelegt worden sein. In diesem Fall wäre das Gift für Elinor Carlisle bestimmt gewesen und Mary Gerrards Tod Folge eines Irrtums. Die dritte Alternative, die die Verteidigung vorbringt, ist, daß eine andere Person die gleiche Gelegenheit hatte, das Morphinum einzugeben, und daß es in letzterem Fall im Tee und nicht auf den Brötchen war. Zur Unterstützung dieser Annahme hat die Verteidigung den Zeugen Littledale angeführt, der beschwor, daß das in der Anrichte gefundene Stückchen Papier Teil eines Etiketts auf einem Röhrchen war, das Tabletten von Apomorphin-Hydrochlorid enthielt, einem sehr starken Brechmittel. Man hat Ihnen ein Muster von beiden Sorten Etiketts unterbreitet. Ich glaube, die Polizei war sehr nachlässig, als sie das Stückchen nicht genauer kontrollierte und statt dessen annahm, es sei von einem Morphinum-Etikett.

Die Zeugin Hopkins hat behauptet, der Dorn eines Rosenbaumes am Pförtnerhaus habe ihr Handgelenk verletzt.

Der Zeuge Wargrave hat den Baum untersucht und konstatiert, daß er keine Dornen hat. Sie haben zu entscheiden, was die Verletzung an dem Handgelenk von Schwester Hopkins hervorrief und warum sie eine Lüge darüber vorbrachte.

Wenn die Staatsanwaltschaft Sie überzeugt hat, daß die Angeklagte und niemand anderer das

Verbrechen begangen hat, dann müssen Sie sie schuldig sprechen.

Wenn die Alternative, die die Verteidigung vorgebracht hat, jedoch möglich ist und mit der Beweisführung übereinstimmt, dann muß die Angeklagte freigesprochen werden. Ich muß Sie bitten, das Urteil mit Mut und Sorgfalt zu überlegen und nur die Beweise, die Ihnen vorgelegt wurden, in Betracht zu ziehen.«

III

Elinor wurde in den Gerichtssaal zurückgeführt.

Die Geschworenen traten ein.

»Meine Herren Geschworenen, haben Sie Ihr Urteil gefällt?«

»Ja.«

»Schauen Sie die Angeklagte an und sagen Sie, ob sie schuldig ist.«

»*Nicht schuldig* ...«

25. Kapitel

Man hatte sie zu einem Seitentor hinausgebracht.

Sie hatte Gesichter gesehen, die sie bewillkommneten ...

Roddy, den Detektiv mit dem großen Schnurrbart ...

Aber Peter Lord war es, an den sie sich wandte.

»Ich will fort ...«

Nun saß sie mit ihm im Auto und fuhr rasch aus London heraus.

Er hatte nicht zu ihr gesprochen; sie saß in wohlthuendem Schweigen. Jede Minute führte sie weiter und weiter fort.

Ein neues Leben ...

Das war es, was sie brauchte ... Ein neues Leben.

Sie sagte plötzlich: »Ich – ich möchte an einen Ort gehen, wo es ruhig ist ... wo es keine Gesichter gibt ...«

»Es ist alles vorbereitet. Sie gehen in ein Sanatorium. Ein ruhiger Ort. Wunderschöne Gärten.

Niemand wird Sie belästigen - oder zu Ihnen gelangen.«

»Ja – das ist's, was ich brauche ...«, murmelte sie.

Wohl weil er Arzt war, meinte sie, war er so verständnisvoll.

Er wußte – und belästigte sie nicht. So wunderbar friedlich war's, hier mit ihm zu sein, fortzukommen von alldem, von London ... an einen Ort, wo man sicher war ...

Sie wollte vergessen – alles vergessen ... Nichts von allem war noch wirklich. Es war alles fort, verschwunden, erledigt – das alte Leben und die alten Gefühle. Sie war ein neues, fremdes schutzloses Geschöpf, ganz wund und empfindlich, das von vorne wieder anfangen mußte. Sehr fremd und sehr furchtsam ...

Aber es war tröstlich, bei Peter Lord zu sein ...

Nun waren sie aus London draußen, fuhren durch Vororte.

»Es waren nur Sie – alles Sie ...«, sagte sie endlich.

»Nein, es war Hercule Poirot. Der Mensch ist eine Art Zauberer!«

Aber Elinor schüttelte den Kopf. Sie sagte hartnäckig: »Sie waren es. Sie holten ihn und zwangen ihn, es zu tun!«

Peter grinste. »Ich zwang ihn schon richtig ...«

»Wußten Sie, daß ich es nicht getan hatte, oder waren Sie nicht ganz sicher?«

»Ich war nie ganz sicher«, sagte er einfach.

»Deshalb hätte ich beinah ›Schuldig‹ gesagt gleich am Anfang ... weil, sehen Sie, ich daran gedacht hatte ... Ich dachte daran an dem Tag, als ich vor dem Häuschen lachte.«

»Ja, ich wußte es ...«

»Es scheint jetzt so seltsam ... wie eine Art Besessenheit. An dem Tag, als ich die Paste kaufte und die Brötchen bereitete, spielte ich mit dem Gedanken: ›Ich habe Gift hineingetan, und wenn sie davon isst, wird sie sterben – und dann wird Roddy zu mir zurückkehren.««

»Es hilft manchen Leuten, sich selbst so etwas vorzumachen.

Es ist eigentlich nichts Schlechtes. Man wird es in der Phantasie los. Wie wenn man eine Krankheit ausschwitzt.«

»Ja, das ist wahr. Weil es – plötzlich – verschwand! Das Finstere meine ich! Als jene Frau den Rosenbaum vor dem Pförtnerhaus erwähnte – kam ein plötzlicher Umschwung – in das normale Empfinden zurück ...« Sie hielt inne und fuhr dann erschauernd fort: »Als wir nachher ins Frühstückszimmer kamen und sie war tot – oder sterbend –, da fühlte ich: Ist eigentlich viel Unterschied zwischen einen Mord denken und ihn vollbringen?«

»Und was für ein Unterschied!«

»Ja, aber wirklich?«

»Aber natürlich! Einen Mord denken tut doch niemandem etwas. Die Leute haben da dumme Gedanken darüber, sie glauben, es ist dasselbe wie einen Mord planen! Das ist es nicht.

Wenn man lange genug an einen Mord denkt, kommt man plötzlich durch die Finsternis und fühlt, daß das alles recht dumm ist!«

»Ach, Sie sind wirklich ein tröstlicher Mensch ...«, rief Elinor.

Und Peter Lord erwiderte etwas unzusammenhängend: »Aber gar nicht. Einfach gesunder Menschenverstand.«

Elinor hatte auf einmal Tränen in den Augen: »Hie und da – im Gerichtssaal – schaute ich Sie an, das verlieh mir Mut. Sie sahen so – so alltäglich aus.«

Dann lachte sie: »Das ist eigentlich unhöflich!«

»Ich verstehe. Wenn man mitten in einem Alptraum steckt, ist etwas Alltägliches die einzige Rettung. Überhaupt sind die alltäglichen Dinge das beste. Das habe ich immer gedacht.«

Zum erstenmal, seit sie in das Auto gestiegen war, wandte sie den Kopf und schaute ihn an.

Der Anblick seines Gesichts tat ihr nicht weh, wie Roddys Gesicht ihr immer weh tat; es ließ sie nicht erbeben in Schmerz und Freude zugleich; statt dessen machte es sie warm und tröstete sie.

Sie dachte: ›Wie angenehm sein Gesicht ist ... angenehm und komisch – und, ja, tröstlich ...‹ Sie fuhren weiter.

Endlich kamen sie zu einem Gittertor und einer Auffahrt, die sich aufwärts wand, bis sie ein stilles weißes Haus am Abhang eines Hügels erreichten.

»Hier werden Sie ganz sicher sein«, sagte er. »Niemand wird Sie belästigen.«

Impulsiv legte sie ihre Hand auf seinen Arm. »Sie – Sie werden mich besuchen?«

»Natürlich.«

»Oft?«

»Sooft Sie mich haben wollen.«

»Bitte kommen Sie – sehr oft ...«, bat sie leise.

26. Kapitel

Hercule Poirot lächelte: »Sie sehen also, mein Freund, die Lügen, die die Leute einem sagen, sind geradeso nützlich wie die Wahrheit.«

»Haben alle Sie angelogen?« fragte Peter Lord.

Hercule Poirot nickte. »O ja! Aus einem oder dem ändern Grund, verstehen Sie. Die eine Person, für die die Wahrheit eine Verpflichtung war und die es peinlich genau damit nahm – die Person gab mir am meisten zu raten auf!«

»Elinor selbst!« murmelte Lord.

»Ganz richtig. Die Beweisführung deutete auf sie als die Schuldige hin. Und sie selbst, mit ihrem empfindlichen und heiklen Gewissen, tat nichts, um diese Annahme zu zerstören.

Da sie sich selbst des Willens, wenn auch nicht der Tat beschuldigte, war sie nahe daran, den ihr widerwärtigen und gemeinen Kampf aufzugeben und sich im Gerichtssaal eines Verbrechens schuldig zu erklären, das sie nicht begangen hatte.«

Peter Lord seufzte erbittert auf. »Unglaublich!«

Poirot schüttelte den Kopf. »Gar nicht. Sie verurteilte sich selbst – weil sie sich selbst nach einem strengeren Standpunkt beurteilte, als die gewöhnliche Menschheit anwendet!«

»Ja, so ist sie«, nickte Lord sinnend.

»Von dem Augenblick an, da ich meine Untersuchung begann, gab es immer die starke Möglichkeit, daß Elinor Carlisle des Verbrechens, dessen sie angeklagt war, schuldig war. Aber ich erfüllte meine Verpflichtung gegen Sie und ich entdeckte, daß eine ziemlich gewichtige Anklage gegen eine andere Person konstruiert werden könnte.«

»Schwester Hopkins?«

»Im Anfang nicht. Roderick Welman war der erste, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Auch in seinem Fall fängt es mit einer Lüge an. Er sagte mir, daß er England am 9. Juli verlassen hatte und am 1. August zurückgekehrt war. Jedoch Schwester Hopkins hatte beiläufig erwähnt, daß Mary Gerrard Roderick Welman sowohl in Maidensford abgewiesen hatte wie auch ›nochmals, als sie ihn in London sah‹. Mary Gerrard, wie Sie mir mitteilten, fuhr am 10. Juli nach London – einen Tag nachdem Roderick Welman England verlassen hatte. Wann also hatte Mary Gerrard eine Unterredung mit Roderick Welman in London? Ich schickte meinen Einbrecher-Freund an die Arbeit und entdeckte durch Prüfung von Welmans Paß, daß er vom 25. bis 27. Juli in England gewesen war. Und er hatte mich vorzüglich darüber belogen!

Ich hatte immer jene Zeit im Auge behalten, wo die Brötchen auf einem Teller in der Anrichte standen, während Elinor Carlisle unten im Pförtnerhaus war. Doch war mir von Anfang an klar, daß in diesem Fall Elinor das beabsichtigte Opfer war, nicht Mary. Hatte Roderick einen Beweggrund, um Elinor Carlisle zu töten? Ja, einen sehr starken. Sie hatte ein Testament gemacht, in dem sie ihm ihr gesamtes Vermögen hinterließ; und durch geschicktes Fragen entdeckte ich, daß Welman sich von dieser Tatsache hätte Kenntnis verschaffen können.«

»Und warum entschieden Sie, daß er unschuldig sei?«

»Wegen einer anderen Lüge. Einer dummen, unbedeutenden kleinen Lüge noch dazu! Schwester Hopkins sagte, sie habe ihr Handgelenk an einem Rosenbaum verletzt, sie habe einen Dorn darin. Und ich ging, sah mir den Rosenbaum an und *er hatte keine Dornen* ... Also war es klar, daß Schwester Hopkins gelogen hatte – und die Lüge war so plump und scheinbar so sinnlos, daß sie meine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Ich begann mir über Schwester Hopkins Gedanken zu machen.

Bis dahin hatte ich sie für eine völlig glaubwürdige Zeugin gehalten, durchaus konsequent, mit starkem Vorurteil gegen die Angeklagte, das ganz natürlich aus ihrer Neigung für die Tote hervorgegangen war. Doch jetzt, nach jener dummen, sinnlosen kleinen Lüge, überdachte ich Schwester Hopkins und ihre Aussagen sehr genau, und da wurde mir etwas klar, was ich vorher nicht gemacht hatte. Schwester Hopkins wußte etwas von Mary Gerrard, von dem sie sehr wünschte, daß es herauskäme.«

Peter Lord sagte erstaunt: »Ich dachte, es war umgekehrt?«

»Dem Anschein nach, ja. Sie gab eine sehr gute Darstellung von jemand, der etwas weiß und es nicht sagen will! Aber als ich es sorgfältig durchging, wurde mir klar, daß jedes Wort, das sie darüber geäußert hatte, mit dem gerade entgegengesetzten Ziel gesprochen worden war. Meine Unterredung mit Schwester O'Brien bestätigte diese Annahme. Hopkins hatte sie geschickt benützt, ohne daß Schwester O'Brien es merkte. Es war also klar, daß Schwester Hopkins eine Partie für sich spielte. Ich verglich die beiden Lügen miteinander, ihre und die von Roderick Welman. Gab es für eine von ihnen eine unschuldige Erklärung?

In Rodericks Fall antwortete ich sofort: Ja. Roderick Welman ist ein sehr sensibler Mensch. Zugegeben, daß er nicht imstande war, seinen Plan, im Ausland zu bleiben, einzuhalten, und sich genötigt fühlte, zurückzuschleichen, um in der Nähe des Mädels zu sein, das nichts von ihm wissen wollte, hätte seinen Stolz schwer verletzt. Da nicht die Rede davon war, daß er in der Nähe des Tatortes war oder etwas über die Sache wußte, nahm er die Richtung des geringsten Widerstandes und vermied Unannehmlichkeiten (ein höchst charakteristischer Zug!), indem er jenen eiligen Besuch in England ignorierte und einfach angab, daß er am 1. August zurückgekehrt war, als ihn die Nachricht von dem Mord erreichte.

Was nun Schwester Hopkins betrifft, gab es eine unschuldige Erklärung ihrer Lüge? Je mehr ich darüber nachdachte, desto merkwürdiger erschien sie mir. *Warum* konnte Schwester Hopkins es für nötig finden zu lügen, weil sie eine Verletzung an ihrem Handgelenk hatte? Was war die Bedeutung dieser Handverletzung?

Ich begann, mich Sachen zu fragen. Wem gehörte das Morphinum, das abhanden gekommen war? Schwester Hopkins.

Wer konnte jenes Morphinum der alten Frau Welman eingeben?

Schwester Hopkins. Ja, aber warum die Aufmerksamkeit auf dessen Verschwinden lenken? Darauf gab es nur eine Antwort für den Fall, daß Schwester Hopkins schuldig war: weil der zweite Mord, der Mord an Mary Gerrard, bereits geplant und ein Sündenbock gewählt war, aber es mußte gezeigt werden, daß der Sündenbock Gelegenheit hatte, Morphinum zu erlangen.

Gewisse andere Dinge paßten dazu. Der anonyme Brief, den Elinor erhielt. Der sollte Unfrieden zwischen Elinor und Mary stiften. Es war zweifellos beabsichtigt, daß Elinor hinausfahren und sich Marys Einfluß auf Frau Welman entgegenstellen sollte.

Die Tatsache, daß Roderick Welman sich heftig in Mary verliebte, war natürlich etwas ganz Unvorhergesehenes – aber etwas, das Schwester Hopkins sogleich zu würdigen wußte. Das gab einen vollendeten Beweggrund für den Sündenbock Elinor.

Jedoch was war der Grund für die beiden Verbrechen? Welchen Beweggrund konnte Schwester Hopkins haben, Mary Gerrard aus dem Wege zu räumen? Ich begann, Licht zu sehen – oh, vorläufig noch ein ganz schwaches. Schwester Hopkins hatte sehr viel Einfluß auf Mary und benützte ihn dazu, daß Mädchen zu bewegen, ein Testament zu machen. Jedoch das Testament brachte Schwester Hopkins keinen Nutzen. Die Erbin war eine Tante von Mary, die in Neuseeland lebte. Und da erinnerte ich mich an eine zufällige Bemerkung, die jemand im Dorf zu mir gemacht hatte: Jene

Tante war eine Spitalpflegerin gewesen.

Das Licht war jetzt nicht mehr ganz so schwach. Das Skelett der Entwurf des Verbrechens – begann zum Vorschein zu kommen. Der nächste Schritt war leicht. Ich besuchte Schwester Hopkins noch einmal. Wir spielten beide sehr hübsch Komödie.

Am Ende ließ sie sich dazu überreden, mir das zu erzählen, worauf sie schon die ganze Zeit hingezielt hatte! Nur erzählte sie es vielleicht ein wenig früher, als sie es beabsichtigt hatte! Aber die Gelegenheit ist so gut, daß sie nicht widerstehen kann. Und schließlich muß ja die Wahrheit einmal bekanntwerden. Also zeigt sie mit gutgespieltem Widerstreben den Brief her. Und dann, mein Freund, ist es nicht länger Mutmaßung. Ich weiß!

Der Brief verrät sie.«

Peter Lord runzelte die Stirn: »Wieso?«

»Mein Lieber! Die Aufschrift auf jenem Brief lautete wie folgt: ›Für Mary, ihr nach meinem Tode zu senden.‹ Aber der leitende Gedanke des Inhalts machte es ganz klar, daß Mary *Gerrard* die Wahrheit nicht wissen sollte. Auch das Wort ›senden‹ statt ›geben‹ auf dem Umschlag war erleuchtend. Es war nicht Mary *Gerrard*, an die der Brief gerichtet war, sondern eine andere Mary. Ihrer Schwester, Mary *Riley* in Neuseeland, hatte Elise Riley die Wahrheit geschrieben.

Schwester Hopkins fand jenen Brief nicht im Pförtnerhaus nach Mary Gerrards Tod. Er war seit vielen Jahren in ihrem Besitz. Sie erhielt ihn in Neuseeland, wohin er ihr nach dem Tod ihrer Schwester geschickt worden war.«

Er machte eine Pause. Dann fuhr er fort: »Sobald man einmal die Wahrheit mit den Augen des Verstandes erkannt hatte, war das übrige leicht. Die guten Flugverbindungen ermöglichten es einer Zeugin, die Mary Draper in Neuseeland gekannt hatte, rechtzeitig zur Verhandlung einzutreffen.«

»Wie aber, wenn Sie unrecht gehabt hätten und Schwester Hopkins und Mary Draper zwei gänzlich verschiedene Personen gewesen wären?«

»Ich habe nie unrecht!« sagte Poirot kalt.

Peter Lord lachte, und Hercule Poirot fuhr fort: »Mein Freund, wir wissen jetzt einiges von dieser Frau Mary Riley oder Draper.

Die Polizei von Neuseeland konnte wohl nicht genügend Beweise für eine Verurteilung zusammenbringen, jedoch sie hatte sie schon einige Zeit unter Beobachtung, als sie plötzlich das Land verließ. Sie hatte eine Patientin gehabt, eine alte Dame, die ›ihrer lieben Schwester Riley‹ ein sehr nettes kleines Legat hinterließ, deren Tod dem behandelnden Arzt ziemlich rätselhaft war. Mary Drapers Gatte versicherte sein Leben zu ihren Gunsten mit einer beträchtlichen Summe, und sein Tod war ein plötzlicher und unerklärlicher. Unglücklicherweise für sie hatte er wohl einen Scheck für die Versicherungsgesellschaft ausgestellt, jedoch vergessen, ihn abzuschicken. Sie mag auch noch andere Todesfälle auf dem Gewissen haben. Sicher ist es eine bedenken- und skrupellose Person.

Man kann sich vorstellen, daß der Brief ihrer Schwester ihrem findigen Kopf verschiedene Möglichkeiten vorspiegelte. Als ihr der Boden in Neuseeland zu heiß unter den Füßen wurde und sie nach England kam und ihren früheren Beruf unter dem Namen Hopkins (eine drüben verstorbene einstige Kollegin von ihr) wiederaufnahm, war Maidensford ihr Ziel. Vielleicht hatte sie irgendeine Form der Erpressung beabsichtigt. Jedoch die alte Frau Welman war nicht die Frau, die sich erpressen ließ, und Schwester Riley oder Hopkins versuchte so etwas gar nicht.

Zweifellos erkundigte sie sich und erfuhr, daß Frau Welman eine sehr reiche Frau sei, und eine zufällige Bemerkung von dieser mag die Tatsache enthüllt haben, daß die alte Dame kein Testament gemacht hatte.

Als also an jenem Juniabend Schwester O'Brien ihrer Kollegin erzählte, daß Frau Welman nach ihrem Rechtsanwalt verlangte, zögerte Hopkins nicht. Frau Welman mußte ohne Testament sterben,

so daß ihre illegitime Tochter ihr Geld erbte. Hopkins hatte sich bereits mit Mary angefreundet und ziemlichem Einfluß auf das Mädchen erlangt. Was sie jetzt zu tun hatte, war, das Mädchen zu überreden, ein Testament zu machen, in dem sie ihr Geld der Schwester ihrer Mutter hinterließ; und sie sorgte dafür, daß der Wortlaut des Testaments richtig war. Die Verwandtschaft wurde nicht erwähnt, es stand nur »Mary Riley, Schwester der verstorbenen Elise Riley«. Sobald das unterzeichnet war, war Mary Gerrard verurteilt. Die Frau mußte nur eine passende Gelegenheit abwarten. Ich glaube, sie hatte bereits die Art der Ausführung geplant, mit Benützung des Apomorphins, um sich vor einem Verdacht zu sichern. Sie mag beabsichtigt haben, Elinor und Mary zusammen in ihr Häuschen zu laden, doch als Elinor zum Pförtnerhaus kam und beide aufforderte, zu ihr zu kommen und belegte Brötchen zu essen, war sie sich sofort klar, daß sich damit eine wunderbare Gelegenheit ergeben hatte. Die Umstände waren so, daß es so gut wie sicher war, daß Elinor verurteilt würde.«

Peter Lord sagte langsam: »Wenn Sie nicht gewesen wären wäre sie auch verurteilt worden.«

Hercule Poirot erwiderte schnell: »Nein, Sie sind es, mein Freund, dem sie ihr Leben zu verdanken hat.«

»Ich? Ich tat doch nichts. Ich versuchte -«

Er brach ab. Hercule Poirot lächelte ein wenig. »Nun ja, Sie bemühten sich sehr, nicht wahr? Sie waren ungeduldig, weil ich Ihnen nicht weiterzukommen schien. Und Sie fürchteten auch, daß sie am Ende doch schuldig sein könnte. Also erzählten auch Sie mir mit großer Unverschämtheit Lügen! Aber, mein Lieber, Sie waren nicht sehr geschickt dabei. In Zukunft rate ich Ihnen, sich an die Masern und den Keuchhusten zu halten und die Aufspürung von Verbrechen beiseite zu lassen.«

Peter Lord wurde rot. »Wußten Sie es – gleich?« fragte er schüchtern.

Poirot sagte streng: »Sie führen mich bei der Hand zu einer Lichtung im Gebüsch und helfen mir, eine deutsche Zündholzschachtel aufzufinden, die Sie eben hingelegt haben!

Das ist doch Kinderei!« – Peter Lord wand sich.

»Sie reden mit dem Gärtner und bringen ihn dazu, zu sagen, daß er Ihren Wagen auf der Straße sah; dann fahren Sie zusammen und tun, als sei es nicht Ihr Wagen gewesen. Und Sie schauen mich forschend an, um sich zu vergewissern, daß ich mir klar bin, daß jemand, ein Fremder, an jenem Vormittag dort gewesen sein muß!«

»Ich war ein großer Esel«, sagte Peter Lord.

»Was taten Sie an jenem Vormittag in Hunterbury?«

Peter Lord errötete. »Es war reiner Blödsinn ... Ich – ich hatte gehört, daß sie da war, und ging zum Haus auf die Möglichkeit hin, sie zu sehen. Ich wollte gar nicht mit ihr sprechen. Ich – ich wollte – sie nur sehen. Von dem Pfad im Gebüsch sah ich sie in der Anrichte Brot schneiden -«

»Lotte und Werther! ... Fahren Sie fort, mein Freund.«

»Ach, es ist nichts weiter zu erzählen, ich verbarg mich im Gebüsch und beobachtete sie von dort, bis sie fortging.«

Poirot sagte sanft: »Verliebten Sie sich in Elinor Carlisle gleich das erstemal, als Sie sie sahen?«

»Ich glaube schon.«

Ein langes Schweigen entstand.

Dann sagte Peter Lord: »Je nun, jetzt werden wohl Roderick Welman und sie ein glückliches Paar werden, denke ich.«

»Mein lieber Freund, Sie denken gar nichts dergleichen!«

»Warum nicht? Sie wird ihm die Mary-Gerrard-Episode verzeihen. Es war doch überhaupt nur eine wilde Vernarrtheit seinerseits.«

»Der Riß ist tiefer ...«, sagte Poirot. »Zwischen der Vergangenheit und der Zukunft liegt manchmal ein tiefer Abgrund. Wenn man im Schatten des Todes gestanden hat und in den Sonnenschein

herauskommt – dann, mein Lieber, ist es ein neues Leben, das beginnt ... Die Vergangenheit taugt nicht mehr ...«

Er wartete einen Augenblick und fuhr dann fort: »Ein neues Leben ... Das ist es, was Elinor Carlisle jetzt beginnt – und Sie sind es, der ihr dieses Leben gegeben hat.«

»Nein.«

»Doch. Es war Ihre Entschlossenheit, Ihre überwältigende Beharrlichkeit, die mich zwangen, zu tun, was Sie von mir verlangten. Geben Sie es zu, an Sie wendet sie sich in Dankbarkeit, nicht?«

Peter Lord sagte langsam: »Ja, sie ist sehr dankbar – jetzt ... Sie bat mich, sie zu besuchen – oft zu kommen.«

»Ja, sie braucht Sie.«

»Nicht wie sie – ihn braucht!« rief der junge Mann heftig.

Hercule Poirot schüttelte den Kopf. »Gebraucht hat sie Roderick Welman nie. Geliebt hat sie ihn, ja, unglücklich – sogar verzweifelt.«

Peter Lord sagte rauh – mit starrem, grimmigem Gesicht: »So wird sie mich nie lieben.«

»Vielleicht nicht. Aber sie braucht Sie, mein Freund, weil sie nur mit Ihnen das Leben neu beginnen kann.«

Peter Lord schwieg.

Hercule Poirots Stimme war sehr sanft, als er sagte: »Können Sie sich nicht mit Tatsachen zufriedengeben? Sie liebte Roderick Welman. Was ist dabei? Mit Ihnen kann sie glücklich werden ...«